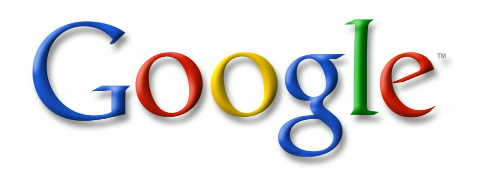
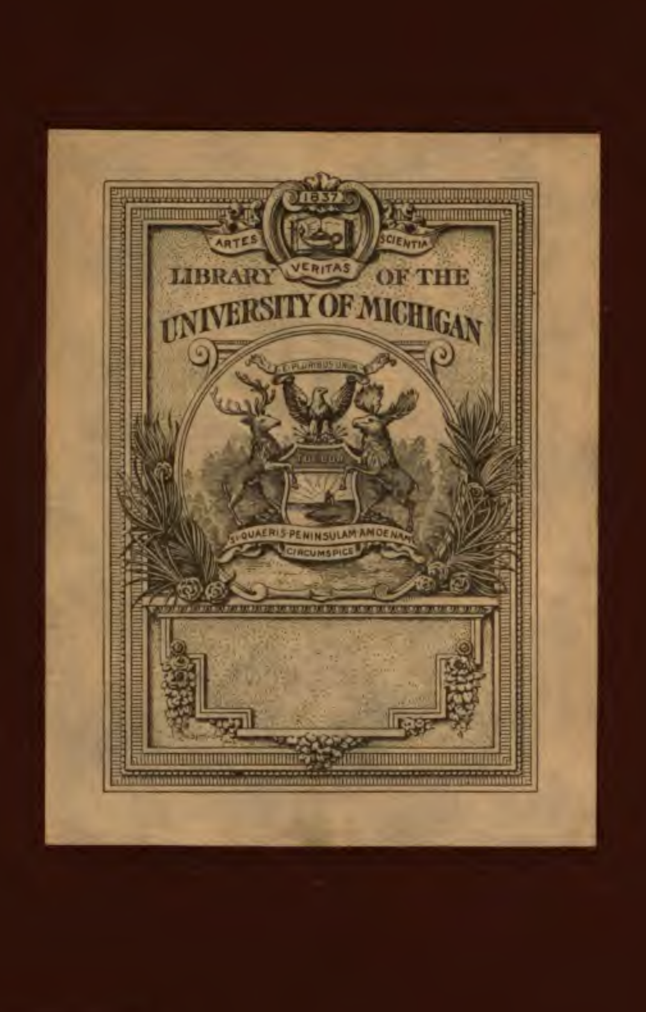



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Aus meinem Merkbuch

von

Karl Schönherr



Neuntes bis elftes Tausend



Leipzig ◆ Verlag von L. Staackmann ◆ 1911

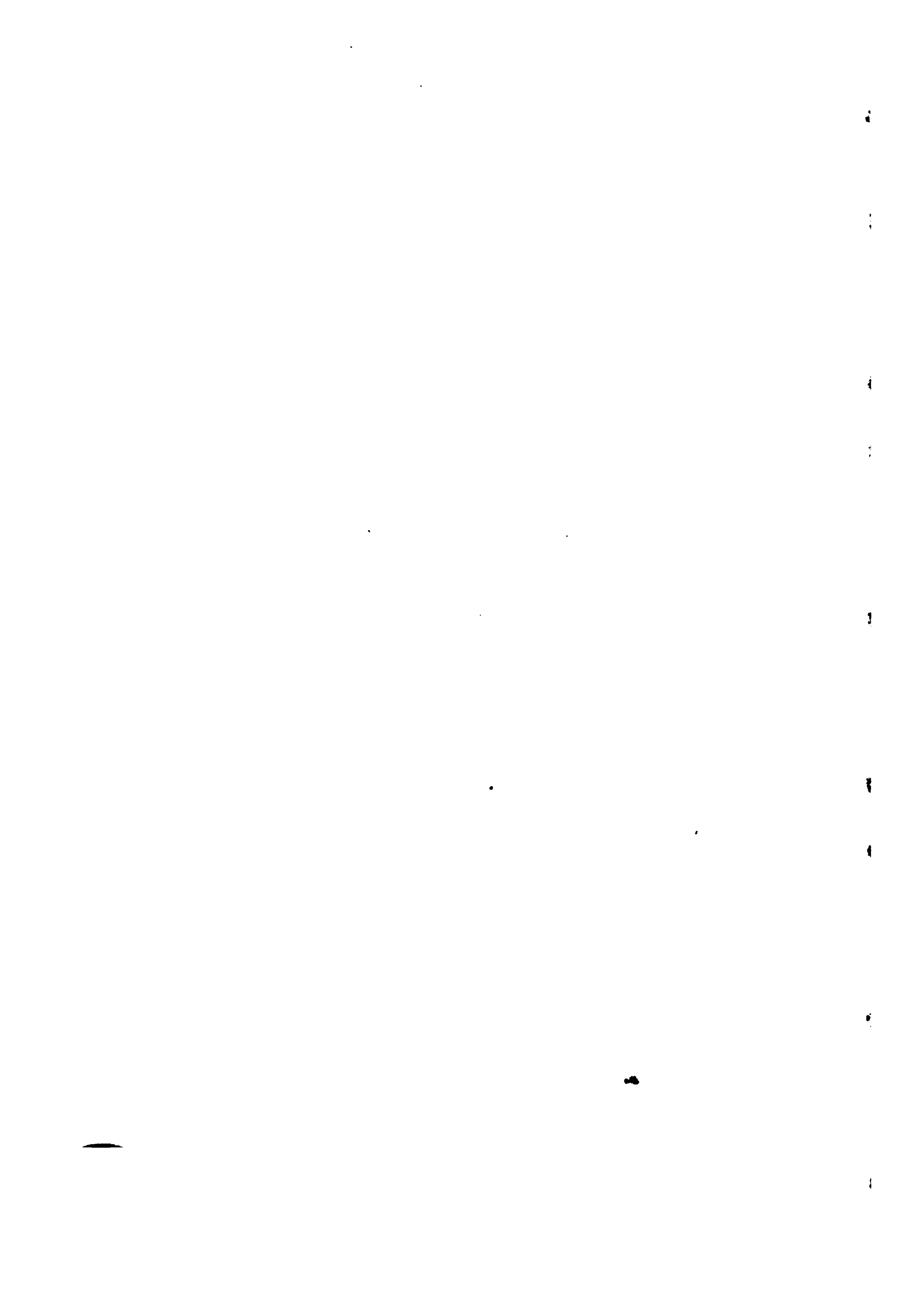
Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Inhalt



Die „Lehrerin"

Die „Lehrerin"



Die „Lehrerin".

Gestern habe ich ein ganz nettes, bedeutungsvolles Genrebildchen gesehen. Da steht in der Gasse gegenüber meinem Fenster ein etwas baufälliges Haustor weit offen. Dahinter gähnt ein dunkler Flur. Vor dem Tor steht ein kleines, etwa vierjähriges Bübel, an dem man es wieder einmal so recht deutlich sehen konnte, daß der Mensch aus Erde und Lehm gemacht ist. Der Kleine benützt das Tor als Schreibtafel. Der rechte Zeigefinger dient ihm als Feder. Auf dem Boden in einem Grübchen ist Straßenkot zu Brei gerührt; das ist die Tinte, in die der Junge dann und wann die „Feder" taucht. Er hat im Eifer des „Schreibens" die Zunge ängstlich zwischen die Zähne geklemmt und schielt immer wieder kleinverzagt nach hinten.

Ein etwa fünfjähriges Mägdlein sitzt ängstlich zusammengeduckt auf dem Wehrstein neben-

an und hält die Hände – zwei liebweichpatschige, schmutzige Pfötchen – nach braver Schülerart schön flach auf einen umgestürzten blechernen Margarinkübel. Auch sie wendet gleich dem Knaben immer wieder ihr herziges Köpfchen in halber Wendung furchtsam nach rückwärts. Denn die Kinder spielen „Schule" und hinter ihnen lauert die gestrenge Lehrerin: Ein Mädel von etwa sieben Jahren, barfuß, mit einem dünnen, semmelblonden Zöpfchen. Sie hat neben sich ein Strickzeug liegen, aber weiß Gott, sie kommt nicht dazu, eine einzige Masche zu fassen. Immer wieder springt sie auf und langt nach dem Haselstäbchen. Bemüht sich auch als „Lehrerin" ein gutes Schriftdeutsch zu sprechen:

„Was? Dös da soll ein Haarstrich sein?" schreit sie den Knaben vor der „Tafel" an. „Du Fratz! Ich werde es dir learnen!" Und das Haselstäbchen saust unbarmherzig über die kleinen Finger.

Armes Bübel! Mit solcher Feder und solcher Tinte soll er auf dem alten Tor Haarstriche machen! Nichts ist der Lehrerin recht. Sie sitzt da und lauert auf Fehler und Ungehörigkeiten, wie ein Jäger auf den Fuchs. Das

Stäbchen in ihrer Hand sucht ordentlich nach lebendiger Betätigung.

„Habe ich es dir nicht alm gesagt, du sollst die Hände gerade halten!" herrscht sie das brave Kleine auf dem Wehrstein an. „Wart, Fratz! Ich werde dich learnen!" Und das Stäbchen saust auf den Margarinkübel nieder, daß es dröhnt. Die Kleine hat ihre Pfötchen zum Glück noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht und befleißigt sich jetzt nur noch ängstlicher einer musterhaften Haltung. Die „Lehrerin" nimmt nun summarisch die „ganze Klasse" vor:

„Ihr unkulidivierten Fratzen! Ihr verbütert mir mein ganzes Löben!"

Kein lieber Zug ist an dieser Kleinen; alles streng und mitleidlos. Ich kenne das Mädel. Es ist sonst gut und sanft. Aber es kopiert da offenbar seine eigene Lehrerin. So tat sich mir in dem simplen Spiel der Kinder ein getreues Widerbild einer kleinen Tiroler-Dorfschule auf mit seiner ganzen trostlosen Dürre und Härte.

Die zwei kleinen Schüler haben sich ebenso wie die „Lehrerin" mit der ungeheuren Kraft der Kinderphantasie ganz und voll in das „Milieu" hineingelebt. Ganz devot und unter-

würfig lassen sie alle Schelte und Schläge über sich ergehen; trauen sich nicht zu mucksen und zucken jedesmal schmerzlich zusammen, wenn die „Lehrerin“ wieder nach dem Stäbchen langt. Sie versuchen alles ja nur recht gut und schön zu machen, aber was hilft's? Wer sucht, der findet! Die „Lehrerin“ hat schon wieder einen „Anhaltspunkt“ gefunden - das schmutzige Händchen der Kleinen; Gott sei Dank, das Haselstäbchen bekommt wieder Arbeit. Die „Lehrerin“ besah vorerst ihre eigene Hand, die auch nicht gerade sauber war; sie spuckte heimlich darauf und wischte sie an ihrem Röcklein verstohlen aus dem gröbsten Schmutz heraus. Dann stürzte sie wie eine Natter auf das Kleine los und riß ihr das Patschhändchen in die Höhe:

„Du Schmutzfink! Ich werde dir learnen, die Hände waschen!“

Dann schalt sie wieder mit dem Knaben vor der Tafel:

„Tut man mit der Hand die Tafel abwischen? Siehst du nicht den Schwamm, du Racker?“

Sie wies auf einen alten rotwollenen Fetzen, der an dem Tor hing:

„Du hast den Schwamm nicht amal ausgewascht? Marsch zum Brunnen und mache den Schwamm guat naß! Und du Schmutzfink wasche dir die Händ', sonst schlage ich dich mausgageltot!"

Sie stieß die Kleinen mit harter Faust gegen den Brunnen zu und gab jedem noch einen Streich mit auf den Weg.

Die beiden watschelten mit ihren kurzen Beinchen furchtsam enge aneinandergeschmiegt dem Brunnen zu und wuschen und scheuerten und hatten ja gut acht, nur alles recht gut zu machen! Wohl zwanzigmal taucht die Kleine ihre Patschhändchen tief in den Brunnen, bis sie ganz rotblau waren vor Kälte. Aber was half's? Wer sucht, der findet! Die „Lehrerin" stand unter dem Tor und schrie ihnen zu:

„Macht man es so? Zehn Minuten von der Schule ausgeblieben! Ihr Fratzen! Ich werde Enk learnen!"

Und sie schwang vielverheißend das Haselstäbchen den angstvoll näherkommenden Kindern entgegen.

Aber da langte plötzlich ein langer, dürrer, brauner Schicksalsarm aus dem Dunkel des Hausflurs nach der „Lehrerin"; faßte sie

hinten beim blonden Schopf. Ich hörte eine kreischende Stimme – sie gehörte wohl der Mutter an:

„Hab' i nit g'sagt, du sollst stricken?"

Dann vernahm ich ein dumpfes Pitsch-Patsch und das gellende Geschrei der „Lehrerin".

Im Nu war die kleine Schulwelt zerstört, die sich die Kinder unter dem Haustor aufgerichtet hatten.

„O je," lachten die beiden Kleinen. „Die Lehrerin kriegt Schläg'!" Und liefen lachend davon.

Ich aber mußte lange Zeit noch an die wirkliche Lehrerin der kleinen „Lehrerin" denken. Ich kenne sie nicht, und kenne sie doch!



Mein altes Bergpfarrerl

❖



Mein altes Bergpfarrerl.

Habt ihr es nicht schon „über Land" gehen gesehen, mein liebes, weißhaariges altes Pfarrerl; im dürftigen Schoßrock, schwarzen Kniehosen, derben Bundschuhen; den weiten, grünlich schimmernden Filzhut ins Gesicht gedrückt?

Hoch droben, auf unwirtlichem Hang, wo die Füchse einander gute Nacht sagen, wo es dreiviertel Jahr Winter und einviertel Jahr kalt ist, da haust er mitten unter ein paar armen Bergbauern. Ungewohnt des ebenen Bodens schreitet er bedächtig fürbaß, das mächtige Regendach unter dem Arm, bald mit kundigem Auge das am Himmel ziehende Gewölk prüfend, dann wieder über die weit an die Nase herunter gerutschte Hornbrille hinweg im schwerfälligen Brevierbuch blätternd und lesend. Zwischendrein weltliches Schelten und Kosen mit dem zottigen, hinterdrein laufenden Pfarrhund und freundliche Wechselrede mit begeg-

nenden Bauern. Treuherzig ist sein Blick und ohne Falsch und Trug seine Rede. Augenverdrehen und Heuchelei ist ihm fremd. Den frommen Glauben an den Herrgott trägt er tief im Herzen vergraben; drum rutscht er ihm auch nicht bei jeder Gelegenheit auf die Zunge und zum Munde hinaus. Dafür guckt ihm an allen Ecken und Enden schalkhafter Humor und kerniger Mutterwitz hervor.

„Wie oft hast du dö Sünd' begangen?“ fragte er einmal den Bauer im Beichtstuhl.

„Rat' halt amal,“ meinte der.

„Rat'n! Sonst hab' i nix zu tun?“ wettert der Pfarrer. „Also sag'n wir ... fünfmal!“

„Weiter aufer!“

„Zehnmal gar?“

„Nur aufer!“

„Zwanzg'mal?“

„Aufer, sag' i!“

Wie der Kurat in steigendem Entsetzen auf die Zahl vierzig kam, meinte der Bauer:

„Jetz' hast ak'rat um zwoa z'viel g'raten!“

Wie es zur Buße kam, fragte der Bauer: „Wie viel Buß?“

„Rat' amal,“ bedeutet ihm der Kurat.

„Nu, etliche Vaterunser?“

„Aufer!“

„Epper an' Ros'nkranz gar?“

„Aufer, sag' i!“

Und so ging es in die Höhe, bis der Bauer schweißtriefend vierzig stotterte.

„So! Jatz' hast um zwoa z'viel g'raten,“ meinte nun seinerseits der Kurat.

Mit den Bauern lebt mein Pfarrerl im besten Einvernehmen. Er ist ihr Berater in aller Not. Der Bauer läßt sich von ihm den Steuerbogen prüfen, er holt seinen Rat bei einem Ankauf so gut wie vor einer Heirat ein; denn der Kurat weiß wie keiner sonst Bescheid in einzelnen Familien, er ist in alle Verhältnisse eingeweiht, die andern Leuten verschlossen bleiben. Auch um Geld kommt der Bauer zum „Herr'n Kurat,“ der zinsenlos ausleiht; wenn er nicht selber „bodenleer“ ist, was häufig genug vorkommt; denn das Einkommen meines Pfarrerls ist nicht viel größer als das eines Tagschreibers.

Den Gottesdienst hält er gewissenhaft; doch befleißigt er sich der möglichsten Kürze. An Werktagen „a Meßl“, am Sonntag „a g'sungene Meß'“ und „ein bißl Predig'“, das ist der geistliche Küchenzettel. Lächerliches

Pathos und salbungsvolle Gefühlsduselei sind meinem Bergpfarrerl fremd. Ein Ordensmann weilte bei ihm auf Besuch; gab seiner schmerzlichen Verwunderung über die kurze Dauer des sonntägigen Gottesdienstes Ausdruck; dem erwiderte er:

„Der Gott'sdienst ist kein Strudlteig, den man in die Läng' ziacht!“

Mein liebes Bergpfarrerl ist den armen, geschundenen Bergbauern in Leibes- und Seelennot ein getreuer Berater und Tröster. Habe selbst einmal einer Predigt dieses wahrhaft guten Menschen beigewohnt, die mir in ihrer schlichten Herzenseinfalt das Wasser in die Augen trieb:

Wie der brave Seelenhirt seinen Pfarrkindern von der Kanzel herab begreiflich machte, sie sollten doch jetzt nicht so viel Holz schlagen lassen; die Preise seien gegenwärtig schlecht; sie möchten doch um Gotteswillen ein bissl zuwarten.

„Und nachher, meine lieben Leuteln, tut's nur ein bissl spar'n! Da geht ein Sechserle fort, und da wieder eins; und zehn Sechserln machen schon an Gulden; und mit ein paar Gulden derkaufts schon ein junges Schweindl!

Und habts dann zu Weihnacht, nach dem Amt doch auch was Guets zum Essen!"

An hohen Festtagen bekommt das einsame Pfarrerl eine „Aushilf'", in Gestalt eines Kapuziners oder Franziskaners aus dem nächsten Kloster.

Ein solcher „Aushilfskapuziner" – so erzählte mir der Pfarrer unlängst eines Abends auf der Hausbank – predigte einmal mit gewaltiger Salbung unter beständigem pathetischen Nicken seines bärtigen Hauptes. Von der Kanzel aus sieht er ein altes Weiblein im Betstuhl kauern. Es flennt vor sich hin und schaut unentwegt tränenden Auges zu der Kanzel auf. Diese Wirkung seiner Worte auf das Volksgemüt geht dem Prediger tief zu Herzen. Immer salbungsvoller wird seine Rede; immer stärker bewegt sich sein Haupt mit dem herausgestrichenen Barte auf und nieder; und immer heftiger schluchzt das Weiblein. Nach der Predigt fragt er die Alte:

„Weibele! Was hat dich an meiner Predigt so gepackt?"

„Ja mei," meinte das Weiblein. „Wie beim Predig'n Enker Bart allweil so auf- und niedergegangen ist, da ist mir halt wieder

mei' einz'ge Geiß eing'fallen, dö mir vor vierzehn Tag' auf'n Berg ob'n derfallen ist!"

„Bin sonst nit schadenfroh," fügte das prächtige Pfarrerl lachend bei. „Aber die Abfuhr han i ihm vergönnt!" Damit stand er von der Bank auf.

„So! jetz' heißt's aber ins Bett! Morgen ist Samstag; ein strenger Tag! Vormittag heißt's Rasier'n! Die Tonsur putzt mir dann die Häuserin aus! Aber mein' Hals tät i ihr nit anvertrauen! Nachmittag heißt's dann Predig' studier'n, und gegen Ab'nd Beicht' sitz'n; und das Brevier will auch noch absolviert sein!"

Das schwarzlederne Brevierbuch mit dem mattroten Schnitt und den stark abgegriffenen Blättern ist überhaupt der unzertrennliche Begleiter des Kuraten auf seinen Wanderungen durch Berg und Wald. Kein Wunder, wenn er nach und nach äußere Eindrücke unwillkürlich zum Brevier in ein gewisses Verhältnis bringt. So oft wir auf unseren Spaziergängen an einem schönen Platz vorbeikamen, meinte er:

„Dös wär' aber jetzt ein Platzl zum Brevierbet'n!"

Eine Fülle von Humor liegt auch darin, wenn der geistliche Herr in seinem Zimmer betend auf und abgeht, und beim langen Psalm „Diligam“ angelangt, energisch seiner „Häuserin“ zuruft:

„Theres! Bringt's mir g'schwind ein Seid'l Wein; jetzt kommt der Diligam!“

Offenbar hat er eine ungewisse Furcht vor dem langen Psalm und glaubt seiner ohne „Weindl“ nicht Herr zu werden.

Die junge, dralle Pfarrersköchin, die mit einer gewissen frivolen Absichtlichkeit gewöhnlich neben dem Pfarrer beschrieben wird, ist da oben in der Einöde nicht zu Hause. Steigt nur einmal hinauf zu meinem Pfarrerl und schaut euch das alte Fegefeuer an. Sie macht mit ihrer Herrschsucht und ihrem grämlichen Altjungferntum des Bergkuraten Hauskreuz aus.

„Wie i noch jung bin g'wesen, han i – Gott verzeih' mir die Sünd' – so an 'Glust g'habt nach an Kreuzl oder Ordensband! Seit i da heroben Pfarrer bin, ist's mir g'raten! Han i den höchsten österreichischen Schlachtenorden 'kriegt, – 's Theresienkreuz!“

Seine Häuserin heißt nämlich Therese.

In dem kleinen Bergkirchlein fiel mir eine überlebensgroße, gut gearbeitete Holzfigur des heiligen Michael auf, die über dem Hochaltarbilde, das „Mariä Himmelfahrt" darstellte, angebracht war. Dräuend schwang St. Michael sein Schwert aus luftiger Höhe.

Auf die Frage, wer die Statue verfertigt, meinte der weißhaarige frische Alte:

„Die han lei (nur) i g'macht!"

Die Kirche sei von altersher dem heiligen Michael geweiht gewesen, und im Hochaltarbilde sei der tapfere Heilige im Kampfe mit den rebellischen Engeln dargestellt gewesen. Da habe man in neuerer Zeit an dessen Stelle die „Mariä Himmelfahrt" anbringen lassen. Das sei unverdiente Zurücksetzung:

„Was einmal dem Michel g'hört hat, hätt' man ihm nit nehmen sollen!

Wißt's, Herr, i heiß auch Michl! Und das hat mi g'ärgert, daß mein Namenspatron so mir nix dir nix pensioniert worden ist! Die Muattergottes han i mi aber nimmer traut wegz'tun; sie könnt's ungern hab'n! Und so hab' i halt dö Figur g'schnitzelt und ober'n Bild auf'n Hochaltar aufg'stellt; weil i dös nit

hab' anschaug'n können, daß mein kreuzbraver Namenspatron soll't im Winkel steh'n!"

Der alte Herr lud mich noch auf einen kleinen „Plausch" in seine Stube. Es war ein freundliches, einfaches, getäfeltes Zimmerchen, an dessen Wänden allenthalben hübsche Laubsägearbeiten und Heiligenbilder in wunderlich verschnörkelten, geschnitzten Rahmen hingen. Ein besonders fein gearbeiteter Rahmen umgab ein großes, farbenreiches Bild des heiligen Michael, welches zu Häupten des Bettes hing.

„Häuserin, hoi! Bringt's a halbe Wein und a bißl Speck für den Herrn!"

Bald stand das Beschaffte auf blühweißem Tischtuch vor uns. Es war bis ins innerste Herz hinein wohltuend, dem Kuraten zuzuhören; wie schlicht er zu erzählen wußte; wie er mitten in der Rede wieder innehielt, um mein Glas vollzuschenken und mich zum Zulangen aufzufordern:

„Zugreif'n! Es ist ja da zum Essen! Wenn's was zum Anschaug'n wär', hätt i Bildeln herg'legt!"

Mit warmem Dank und Händedruck empfahl ich mich.

Suchet ihn doch einmal heim, meinen alten



Die Reinigung.

Wie oft habe ich den alten Auerbrugger vor meinem Fenster über die Gasse tappen sehen. Immer ängstlich an der Häuserfront entlang, einen langen Stock vor sich herschiebend, vorsichtig nach Hindernissen tastend. Er ist stockblind, weiß Gott seit wieviel Jahren; ich kenne ihn nicht anders. Er trägt auch seit urdenklichen Zeiten den rechten Arm in der Schlinge.

„Was fehlt dir am Arm, Auerbrugger?"

„O mei! Er ist allweil so g'wes'n! Oben im Scharnier kann i ihn nit rührn! Ein Glasl Wein tät i schon aufderheb'n ... und 's Maul wär so weit auch in Ordnung ... aber ... na .. ja!"

Der Auerbrugger gehört zum unveräußerlichen Inventar des Armenspitals.

„Mich darf man nit verkauf'n und nit versetz'n!"

Wenn er oft so in dem rattenkahlen Neste

vor dem papierverklebten Fenster saß – Armenhäuser auf dem Lande, daß Gott erbarm – und hörte draußen das Leben vorüberlärmen, da kam's ihm oft gar nicht so leicht vor:

„Wenn nur einmal die ganze Welt der Teufel holet!"

Da war gleich die Spitalsoberin dahinter.

„Hörst auf, so zu fluch'n!"

„A was! Er holt sie ja doch nit!"

„Auerbrugger! Es geht auf Ostern zu! Geh' ins Kloster hinauf und tu dich wieder einmal reinigen! Osterbeicht' machen! Du brauchst's!"

„Freilich! I schau die Weiberleut' zu viel an!"

„Und gib fein acht, daß dich kein Wagen überführt!"

Der alte blinde Auerbrugger war nämlich im Spital noch zu verschiedenen Arbeiten gut zu gebrauchen. So tastet er sich, vorsichtig den langen Stock vor sich herschiebend, ganz von dem Reinigungsgedanken durchdrungen, die Straße entlang.

„Wohin, Auerbrugger?"

„Reinig'n!"

Er sucht, mit dem Stock weit an der Gassen-

105	140	56.70
105	140	56.70
105	140	56.70
515	110	56.65
105	140	56.70
105	140	56.70
515	110	56.65
175	120	57.00

Kloster-
hten.
g'rad',
aßl ab-
nich bis
er der
ock am
hinter
ßl vor-
rt des
ßt nim-
n davon.
iter.
Kloster-
bin i ja
Büebln!"

vor dem papierverklebten Fenster saß – Armenhäuser auf dem Lande, daß Gott erbarm – und hörte draußen das Leben vorüberlärmen, da kam's ihm oft gar nicht so leicht vor:

„Wenn nur einmal die ganze Welt der Teufel holet!"

Da war gleich die Spitalsoberin dahinter.

„Hörst auf, so zu fluch'n!"

„A was! Er holt sie ja doch nit!"

„Auerbrugger! Es geht auf Ostern zu! Geh' ins Kloster hinauf und tu dich wieder einmal reinigen! Osterbeicht' machen! Du brauchst's!"

„Freilich! I schau die Weiberleut' zu viel an!"

„Und gib fein acht, daß dich kein Wagen überführt!"

Der alte blinde Auerbrugger war nämlich im Spital noch zu verschiedenen Arbeiten gut zu gebrauchen. So tastet er sich, vorsichtig den langen Stock vor sich herschiebend, ganz von dem Reinigungsgedanken durchdrungen, die Straße entlang.

„Wohin, Auerbrugger?"

„Reinig'n!"

Er sucht, mit dem Stock weit an der Gassen-

front vortastend, den Einbug in das „Kloster-
gaßl“.

Da standen zwei Büblein. Die lachten.

„Hört's Büebln! Jetz' sagt's mir g'rad',
da rechts mueß ja gleich das Klostergaßl ab-
schneid'n!“

„Freilich schneidet's da rechts ab!“

„Seid so guet, Büebln, und tuet mich bis
zum Einbug führ'n!“

„Wir führ'n di schon! Ganz gern!“

Der kleinere von den beiden - aber der
größere Lump - faßt den langen Stock am
untern Ende und zieht den Blinden hinter
sich her:

„So! Jetz' geh' nur fest nach!“

Und führt den Alten am Klostergaßl vor-
über geraden Wegs vor die Einfahrt des
Traubenwirtshauses.

„So! Da bist beim Einbug! Kannst nim-
mer fehl'n!“

Sie ließen den Alten stehen und liefen davon.

„Vergelts enk Gott, Büeblen!“

Der Alte tastet sich rechterhand weiter.

„Teufiment! Seit wann ist denn im Kloster-
gaßl a hölzerner Fußbod'n g'legt! Da bin i ja
heilig beim Traub'nwirt! Verfluchte Büebln!“

Durch die offene Türe der Gaststube hatten ihn schon ein paar übernächtige, zechende Gäste ersehen.

„Was könnt' man ihm denn gleich antun?" Das war ihr erster Gedanke. Die Leute sind ja gar so gut und freundlich.

„Halt! I hab's! G'schwind! A Rest'l Wein, a Rest'l Bier, a Rest'l Schnaps! So! All's zusammeng'schüttet in ein Bierglas!"

„Auerbrugger! Hast Durst? Da! Trink'!"

„Was habt's denn Guet's?"

„A Kaisermischung!"

„A Kaisermischung? Saperlott! Dann mueß man's mit Andacht trink'n! Sollt's alle leb'n!"

Drückt die blinden Augen zu und tut einen andächtigen Schluck.

„Na! Schmeckt's?"

Der Auerbrugger prüft nach alter Weinbeißerart mit der Zunge schmatzend den Geschmack nach. Er war sich noch nicht ganz klar.

„Hm! Weiß nit recht, wo i's hintuen soll! Aber was B'sunders ist's! Dös spür' i!"

Er macht noch einen prüfenden Schluck.

„Hm! An bittern Nachg'schmack hat's! Dös wird aber schon guet für'n Mag'n sein!"

„Na ja! Der Kaiser trinkt's alle Nacht vor'n Schlafengehn!"

„Eb'n! Dös merk' i schon. Die Sach' hat an Gehalt!"

Der Trunk stieg immer höher in der Achtung des Auerbrugger. Er stürzte das große Glas in einem Zug bis auf den letzten Tropfen hinunter. Dann lachte er mehr als vergnüglich auf.

„Ha! Ha! Ha! Und wärmen tuets! Respekt! Dös wärmt den Mag'n!"

Der Auerbrugger wurde immer „aufgelegter":

„Mannder! Dös geht ins Bluet! Ha! Ha! Jetz' spür' i erst, daß i lebendig bin! Vergelts enk Gott! Ha! Ha! So a Mischung ... Da hat der Kaiser freilich leicht lustig sein! Ha! Ha! Ha!"

„Ha! Ha! Ha!" gröhlten die Gäste mit.

Auerbruggers tote Augensterne leuchteten in besoffenem Glanz:

„Laßt mi eins tanz'n!"

„Da! Tanz'!"

Er torkelte lustig besoffen in der Stube herum.

Sie stellten ihm immerfort Stühle in den

Weg. Der Blinde fiel ein ums andere Mal der Länge nach hin. Die guten Leute brüllten vor Vergnügen. Der Alte lachte mit:

„Na! So fein ist's schon lang nimmer g'wes'n! Führt mi außer in Gott's freie Natur! Da herin ist's mir heut' zu eng!"

Sie führten den lebenstollen Alten in den Hof hinaus und setzten ihn auf den Dünger-haufen!

„Da ist Natur! Frisch vom Zapf'n!"

„Ah! So weich bin i schon lang nimmer g'sess'n! Na! Ist dös heut' a Lust!"

Er begann, auf den Düngerhaufen sitzend, einen Gesang, daß jung und alt zusammeulief:

„In Lust, in Lust leb' ich!
In Lust, in Lust schweb' ich!
Und wer in Lust lebt,
Der ist mein Brueder!"

„Um so an Brueder tät i mi schön be-danken! – Buab'n! Packts ihn auf und führt's ihn heim! Das b'soffene Schwein!" sagte der Traubenwirt.

Das war für die Buben ein Spaß. Sie luden den Alten auf einen halbgefüllten Mist-karren.

„Na! Jetzt tun sie mi gar noch mit'n Wag'n heimführ'n! Vergelts enk Gott! Ist dös heut' a Tag!"

An hundert Leute liefen johlend neben dem Karren her. Um ihn herum lachte und tobte die Bubenschar; sie bewarfen ihn mit Schmutz, bespritzten ihn mit Wasser. Der blinde Alte aber saß wie ein König des Lebens auf dem Dünger:

„In Lust, in Lust leb' ich –
In Lust, in Lust schweb ich . . ."

Vor dem Armenhaus luden sie ihn ab. Warfen einfach den Karren um. Der Blinde fiel in einen Straßentümpel, der noch seit dem letzten Regen stand; um die Armenspitäler herum scheint wenig Sonne.

„Oha!" meinten besorgt die Buben, während um den Alten der Kot aufspritzte. „Jetz wär'st bei an Haar in die Lack'n g'falln!"

Und wieder ein Gebrülle und Gelächter, daß alles Vieh in den umliegenden Ställen unruhig wurde.

Der Alte hockte mit übergeschlagenen Beinen in der Lacke und ließ seine toten Augensterne glückselig im Kreise wandern:

„Leuteln! I sag's enk! Ist dös heut ein Tag! All's kreuzlebendig; und i mittelt drin!“

„Guet schaust aus, Auerbrugger!“ schrie die Oberin erbost vom Fenster herunter. Im nächsten Augenblick stand sie schon mit rotem Kopf vor der Türe:

„Guet hast dich g'reinigt!“

„Schwester Oberin! Heut han i was vom Himml g'spürt!“

Er fiel der Oberin freudetoll um den Hals. Die gab ihm ein höchst irdisches Kopfstück und schob ihn durch das baufällige Tor.

Der dunkle, rattenkahle Hausflur schluckte gierig Auerbruggers Seligkeit.

Hartklirrend flog die Tür des Armenhauses ins Schloß.



Der Hirt

❖

Der Hirt.

◆

Auf einer Blöße der hochgelegenen Ochsenalm, unweit der Sennhütte machte ich Rast; wollte dann noch vor Einbruch der Dunkelheit den unteren Grat erreichen, um dort in der Unterkunftshütte zu nächtigen. Im Schein der sinkenden Sonne steht der alte, weißhaarige Hirt und lockt das Vieh (die Herde).

„Kusee ... kusee ... kusee ...“

Nach jedem Lockruf hält er mühsam schnaufend inne und stützt sich mit beiden Händen ganz baufällig auf seinen kerschbaumenen Stock mit dem langen Stachelspitz.

Das „Vieh“ kennt den Ruf von weitem und kommt mit aufgezogenen Schweifen und schnaubenden Nüstern von allen Seiten herangestürzt. Der Hirt greift in die schmutzige, lederne Salztasche, die er an einem verschossenen grünen Bande um die Brust hängen hat, und holt eine Hand voll nach der andern heraus.

„Kusee ... kusee ...“

Wie gierig sie das Salz aus seiner Hand lecken; wie sie den Hirten umdrängen.

„Stoßt's nit ... drängt's nit! Teufelme! Alle kriegt's euer Salz! Nur nit drängen! Stuck für Stuck! Du schecketer Pinzgauer ... hörst nit, was i sag'! Teufelme!"

So hält er sich, müde scheltend, die drängenden Tiere vom Leibe.

Er mustert jedes Stück; tastet da und dort eines ab, kratzt ein anderes zwischen den Hörnern und überzeugt sich von dem Wohlbefinden der ihm anvertrauten Herde.

„Aha! das Weißfleckl wird jetzt anfangen leibig," murmelt er, und tätschelt befriedigt die Lenden eines wohlgenährten Kalbes. Dann schilt er wieder ein junges Öchslein aus, an dessen einem Horn sein geübter Blick einen Defekt wahrgenommen.

„Was treibst denn du mit deine Horn ... verdammter Racker ... du!"

„Kusee ... kusee ..." lockt er weiter, und dabei blickt sein rotgeränderte Auge kummervoll gegen die fernen Almhügel.

„Sein sie noch nit alle beinander?" frage ich.

„Alle sein sie da; nur das ‚Schwarzl' will nit kommen; das schönste Stierkalbl! Seit

zwei Tag' hab' i's nit g'sehen!" Und lockt wieder bekümmert:

„Schwarzl . . . kusee . . . kusee . . . kusee . . . hörst du mich denn nit, Ludervieh!"

Ratlos schaut er von einem Bühel zum anderen.

„Dort oben auf den Moosbeerböden steht's, tu' i mir denken; oder auf dem Bernlehnkogel!"

„Tät' ich halt hinaufsteigen; auf die Moosbeerböden!"

„Ist bald g'stiegen," seufzt er bekümmert. „Hat mir meiner Lebtag nix g'fehlt; aber seit vorgestern hat's mich!"

„Wo fehlt's denn, Hirt?"

„Bei jeden Schritt aufwärts pumpert mir die Herzgrub'n, und bleibt mir der At'm aus!"

„Na ja! Der Jüngste bist auch nimmer!"

„Fünfundsiebzig g'wes'n!"

„Hab' da vorhin vor der Hütt'n ein Bübl g'sehen! Soll der gehn! Der hat junge Füß'!"

Der Alte verzog schmerzlich das Gesicht:

„Der? Der findet kein vergangenes Viech! Denkt nur an's Ess'n!"

Der Hirt ist mit dem Salz zu Ende. Der „Bleß" und der „Scheck" mögen wohl an

seiner Ledertasche herumschnuppern ... für sie ist kein Körnlein mehr darin.

„Salz auch keins mehr ... o verflucht ...“ jammert er und vertröstet den „Scheck“ und den „Bleß“:

„Morgen kriegt ihr schon Salz ... gehts nur ... i vergiß euch nit!“

Und tappt schwer, steifbeinig der Hütte zu.

„Seppele ... ho,“ ruft er vor der Haustür, und läßt sich zum Umfallen müde auf der Hüttenbank nieder.

„Hörst nit? Lausbub!“

„Ho!“ ertönt nun vom Heugaden herab eine helle Knabenstimme; und gleich darauf, als hätte man ihn jetzt erst bei seinem richtigen Namen genannt, erschien der Hirtenknabe, ein rotwangiges Bübl von elf, zwölf Jahren.

„Seppele, gleich nimm dein Schnarfsack und mach dich durchab ins Dorf! Sag dem Alpmeister, er soll dir Viehsalz mitgeben! Morgen in der Fruh mußt damit da sein ... verstanden!“

„Ja ... i versteh schon! Salz fürs Vieh soll ich bringen! Und was denn für uns? Wir hab'n auch nix mehr zum beißen ... kein Brot ...“

Der Hirt verzog das Gesicht.

„Also vier Brotlaib für die Woche soll dir der Alpmeister auch mitgeben und ein Flaschl voll Steinöl fürs kranke Kalbele vom Moserbaur . . . ja nit vergessen . . .“

„Ja, und dann ein Sackl Mehl für uns . . .“

Der Hirt wehrte ab:

„Mich graust ja, wenn i nur vom Essen hör!“

„Aber mich graust nit!“ meinte das eßlustige Seppele.

„Also ein Sackl Mehl,“ lenkte der Hirt seufzend ein. „Und sag, der Moarbauer muß morgen herauf, seinen Ochs anschauen; er kränzt und will dem Fraß nimmer nachkommen! So! Jetzt geh! Vergiß mir das Viehsalz und das Steinöl nit!“

Der Junge zögerte. Er hatte noch etwas auf dem Herzen:

„Schmalz haben wir auch keins mehr zum Kochen . . .“

„Wart, du Freßsack,“ zürnte der müde Alte und hob kraftlos den Stock.

Dem kleinen Bengel fiel es gar nicht ein, noch lange zu warten; er eilte schnellfüßig mit dem leeren Rucksack über den Almrain,

dorfwärts. Auf dem Wege wiederholte er sich etlichemale, was er alles mitzubringen habe: Brot . . ., Schmalz . . ., Mehl . . ., Viehsalz und Steinöl!

„Richtig . . . und der Ochs vom Moar will dem Fraß nimmer nachkommen . . . soll ich Botschaft tun! Dummes Vieh! So was gibt's bei mir nit . . ."

Der Hirt hockt in der sinkenden Sonne zusammengekauert auf der Bank vor der Blockhütte und horcht scharf gegen die fernen „Moosbeerböden" hinauf, ob nicht der verwehte Klang einer Schelle zu ihm dringe.

Ich sehe wohl, er kann sich vor Schwäche kaum aufrecht halten; er will sich zum Essen zwingen, um nicht ganz zu „derschwachen". Zieht eine Brotkruste aus dem Hosensack und beißt darein. Aber er bringt den Brocken nicht über die Zähne; speit ihn wieder aus.

„Teufelme! Was ist mit mir? An wahren Grausen hab i!"

Und es schüttelt ihn der kalte Schauer.

Ich sage ihm:

„Hirt, leg' dich nieder! Dir fehlt's grob!"

Er hört nicht auf mich. Seine sorgenvollen Augen blicken unverwandt gegen die fernen

Moosbeerböden, wo er das „vergangene" Kalb vermutet.

Er brennt sich sein kleines Eisenpfeifel an und macht ein paar Züge. Steckt es wieder ein und schüttelt den Kopf. Es ward ihm von dem Rauch ganz wirblig, der Gaumen wie Zunderschwamm trocken. Er stand auf und tappte sich zum Brünnlein hin, das fünf Schritte vor der Hütte sprudelt. Mühsam bückte er sich nieder, hielt seinen verwitterten Hut unter und trank ihn voll aus ... zwei- und dreimal. Das Wasser rann ihm gurgelnd durch den Leib, aber es löschte ihm nicht den Durst. Die Augen glänzten ihm fiebrig und auf den vorstehenden Backenknochen brannte die Röte.

„Es wird etwan nit gar in die Wetterschrofen hineingeraten sein ... das Schwarzl ... und mich tragt nit Hand und Fuß, daß i ihm nachsteigen kunnt," jammerte er in der weinerlichen Art alter Leute. „Luderviech ... ein so zu plagen!"

Und soff noch einen Hut voll hinunter. Nicht genug konnte er kriegen.

Mitten im Trinken hielt er inne:

„Ja, was ..."

Er horchte freudezitternd in den Abend hinaus:

„Da klingelt ja . . .“

Es gab ihm einen Ruck:

„Wahrhaftig; das ist ja Schwarzls Schelle!“

Einförmig und gleichmäßig bimmelt es immer näher. Kling . . . kling . . . kling . . . kling . . .

Und da kommt auch schon das „vergangene“ Schwarzl gemütlich über die Blöße herabgetrottet, geradewegs auf den Stall unter der Hütte zu.

„Mein Gott und Herr . . . das Schwarzl . . .“ Seine Stimme kippt um:

„Weil du nur da bist . . .“

Er betastet das Tier mit zittrigen Fingern und besieht es mit fiebrigen Augen, ob es wohl heil sei.

„Heil und gesund! Gott Dank! Alle beinander! Kein Stückl fehlt! Jetzt kann i mich legen!“

Der kranke Hirt torkelt knieschlotternd in die Hütte. Drin fiel er wie ein Holzklotz auf den Strohsack.

Ich machte mir in der Hütte ein Lager zurecht; konnte den schwerkranken Alten nicht

nachtsüber mutterseelenallein auf der einsamen Alm lassen.

In der Nacht setzte er sich ein- um das anderemal im Stroh auf und tastete mit unsicheren Händen nach dem Fensterschuber zu Häupten des Lagers. Bald riegelte er zu, denn es beutelte ihn die Kälte; dann öffnete er wieder den Schuber und riß das Fensterlein weit auf, weil ihm heiß war zum Ersticken ...

◆

Am nächsten Morgen in aller Frühe – es dämmerte noch – klopfte eine derbknochige Faust an das offene Schubfenster der Hütte. Ich erwachte.

„Ho! Hirt! Hast mir lass'n Botschaft sagen, mein Ochs sei krank!" gröhlte vor der Hütte eine rauhe Stimme.

Es war der Moarbauer mit seinem Knecht. Die Sorge um den „tränzenden" Ochsen hatte ihn so früh heraufgetrieben. Der Moarbauer zwängte, so gut es ging, den Kopf durch das kleine Fensterviereck:

„Tränzt er noch?"

„Dein Ochs ... dein Ochs ..." klang es hohl und wirr vom Lager des Hirten her.

„Ja, dem Moar sein Ochs," schrie ärgerlich der Knecht. „Wach einmal auf, du fauls Murmeltier!"

„Das Viech mag nit fressen ... schau dir ihn an ... er hängt rechterhand ... von der Stalltür ... die drittletzte Heurauf' ..."

„Na also ... Dös braucht an Segen!"

Der Moar zog nach dieser Auskunft rasch seinen Kopf aus der kleinen Fensteröffnung und ging mit dem Knecht eilig dem Stall zu, um nach dem kranken Tier zu sehen.

Ich sprang von meinem harten Lager auf und fragte:

„Hirt! Wie geht's?"

Er wollte sich erheben, fiel aber wieder schwer in den Strohsack zurück.

Der erste Frühsonnenstrahl schien in die Hütte. Nun sah ich erst, wie es den Hirten über Nacht zusammengerissen hatte: Sein Gesicht verfallen; die Augen tief eingesunken. Das kräftig frische Rindenbraun der Haut war weg, und häßliche gelbe Flecken standen ihm auf Gesicht und Schläfen.

Nun kam auch der kleine Hirtenbub daher; den schwergefüllten „Schnarfsack" auf dem Rücken, verschwitzt und krebsrot. Er wunderte

sich nicht wenig, den Hirten noch liegend zu finden.

„Guten Morg'n, Hirt," grüßte er mit boshafter Nachdrücklichkeit und schlüpfte behende aus den Tragbändern des bauchigen Rucksackes.

„Bübl ... bist da," nickte der Alte auf dem Strohsack; seine Stimme klang dünn wie ein Faden.

Der Kleine begann sogleich auszupacken.

„Da wären einmal die vier Brotlaib'!"

Er besah sie zärtlich und legte sie fürsorglich beiseite.

„Und 's Steinöl ... für das ... kranke Kalb ... Bübl?"

Der Junge ließ sich vom Hirten nicht irre machen und hob beinahe ehrerbietig eine blecherne Büchse aus den Tiefen des Rucksackes.

„Da ist Schmalz! Das gibt endlich wieder einmal fette Nocken ab!"

Und schleckt mit der Zunge um die Mundwinkel, als ob schon das Fett daran tröffe.

„Seppele! Wo ist ... das Steinöl ... für's ... kranke Kalb ...?"

Der Bub fördert triumphierend ein Säckchen Mehl zutage:

„Da wär's Musmehl! Auf ein Mus freu' ich mich ganz wütig!"

„Das Steinöl ... Teufelme ..."

„Da!"

Der Seppele zeigte ein kleines, schmieriges Fläschchen her.

„Und das Viechsalz ... Bübl ... das Viechsalz ..."

Da gab es dem Jungen einen Riß. Er fuhr sich mit der Hand an den kugelrunden Kopf und stotterte verlegen:

„Das hab' i jetzt akurat vergessen!"

„Vergessen ... das Viechsalz," kreischte der Hirt und griff nach des Buben Schopf. Aber die Hand, die bei ähnlichen Gelegenheiten gewiß stets nervig zugegriffen, war heute matt und kraftlos. Kaum ein leichtes Krabbeln und Krauen am Ohr und an den angrenzenden Haarbüscheln des Jungen, so daß der verwundert aufschaut, was es heut mit dem Hirten sei. Nun bemerkt er erst das aschfahle Gesicht des Alten.

„Hirt," rief er erschrocken. „Du bist ja totschwer krank," und lief laut aufweinend vor die Hütte hinaus.

„Er ist ein Waiselkind," bedeutete mir der Alte. „Bin ihm Vater und Mutter g'wesen!"

Der Junge klagte dem Moar, der eben mit dem Knecht von der Ochsenschau aus dem Stalle kam, sein Leid:

„Der Hirt liegt krank . . .“

„Was . . . krank,“ murrte der Moar. „Ist sein Lebtag nie krank g'wesen!“

„Es hat ihn grob! Er hat mich ja nit einmal mehr schopfbeuteln können,“ schluchzte das Bübel; die Tropfen rannen ihm nur so über die Wangen.

Als sie dann in die Hütte traten und den Hirten auf dem Stroh liegen sahen, da schlug der Moar freilich die Hände über dem Kopf zusammen.

„Klaus! Was ist mit dir! Hat's dich aber z'sammeng'rissen!“

Der Hirt nickte so nebenhin und fragte: „Wie geht's dem Ochs?“

„Er ist wieder ganz frisch wohlauf und frißt!“

„Ah! Frißt er wohl wieder,“ murmelte der Hirt befriedigt. „Nachher ist's recht!“

„Aber was fangen wir jetzt mit dir an, Hirt,“ sage ich. „Auf der Alm da kann man dich nit lieg'n lassen . . . ohne Wartung und Doktor; der Moar und sein Knecht sollen dich ins Dorf hinuntertragen!“

„Also pack'n wir ihn auf," sagte der Knecht; trat mit dem Moar auf das Lager zu.

Aber der Hirt schüttelte heftig abwehrend den Kopf.

„Laßt mich! I geh' nit vom Viech! I bin der Hirt!"

„Mach' dir kein' Sorg', Klaus," redet ihm der Moar zu. „Ist ja derweil das Bübl da, bis ein anderer Hirt kommt ..."

„Das Bübl ... ach du mein Gott," jammerte der Hirt und stierte den Jungen an. „Der ... denkt nur auf's Ess'n!"

Sie hoben den Alten aus dem Stroh, so sachte und sorgsam, als es halt rauhe Bauernhände vermögen.

Der Hirt suchte sich mit den kraftlosen Fingern im Strohsack einzuhacken:

„Laßt mich ... i bin der Hirt! I geh' nit vom Viech ..."

„Jetzt laß einmal das Vieh, und denk auf dich selber," sagte der Moar.

Der Knecht hatte ihn zu Häupten angefaßt, der Moar bei den Füßen.

So trugen sie den totkranken Hirten selbander über die taufrische Almwiese. Seine bangen Augen stierten über die Schulter des

Knechtes, auf der sein Kopf ruhte, in den strahlenden Alpenmorgen. Die Viehherde war schon auf der Weide. Ringsum klangen die Glocken.

An dem Glockenriemen eines Kalbes hatte sich die Schließe gelöst. Das ersahen noch die brechenden Augen des Hirten.

„O du mein Gott, laßt mich; dem Bleß ist der Schellriemen auf'gangen!"

„Schellriemen hin, Schellriemen her! Denkt der noch an ein' Schellriemen!"

Sie waren gerade zum „untern Brünnl" gekommen, da sah ich, wie der Alte den Kopf plötzlich schwer hinten überhängen ließ.

Im selben Augenblick rief auch schon der Moar, der bei den Füßen trug, hastig:

„Knecht . . . stell nieder!"

Er glaubte zu spüren, wie auf einmal den ganzen Körper des Alten ein leichtes Zittern durchlaufe.

Sie ließen ihn vorsichtig auf den Rasen niedergleiten.

Ich rüttelte den leblos Daliegenden. Der Moar lief zum Brünnl um Wasser.

Der Knecht wollte ihm den Kopf aufrichten, aber er fiel immer wieder bleischwer zur Seite.

Der Hirt machte noch einen Schnapper und regte sich nimmer.

Als der Moar hilfsbereit mit dem Hut voll Wasser gelaufen kam, sagte der Knecht:

„Brauchst nit so zu laufen; den weck'n wir nimmer auf!"

„Dann geb' ihm Gott die ewige Ruah und laß ihm leuchten das ewig' Licht," betete der Moar und ließ das Wasser aus dem Hut langsam, bedächtig ins Gras fließen.

Und die vieltönigen Schellen der weidenden Herde läuteten Schiedung ihrem bis in den Tod getreuen Hirten.

Die Hoffnung der Mutter

Die Hoffnung der Mutter.

In meiner Tiroler Sommerfrische lebt in einer elenden Schaluppe – man nennt sie dort spottweise die Ritterburg – die Kobesin mit ihrem Sohn, dem Kobes. In Not und Mühsal, bei harter Arbeit und Erdäpfeln ist sie steinalt geworden; die älteste Person weit im Umkreis: geradaus hundert Jahre. Das abgerackerte, spindeldürre, mumienartig eingeschrumpfte Weib geht noch immer aufrecht daher; bedarf weder eines Stockes noch einer Brille. Ihr lederbraunes Gesicht ist häßlich anzusehen, wie ein verrunzelter Rettig. Die Jahre haben jede Zeichnung daraus verwischt. Die Lippen bilden nur mehr zwei bläuliche undifferenzierte Wülste; aber die warmen, grauen Äuglein schimmern noch immer frisch und hell hinter den ewig entzündeten Lidern hervor.

Die Alte verrichtet noch alle Arbeit in Haus und Feld. Ich traf sie erst vor einigen

Wochen an einem eisig kalten Herbstmorgen in ihrem kleinen Kukuruzfelde auf der bloßen Erde knieend in voller Arbeit.

Wahrlich, man schämt sich spazieren zu gehen, wenn man eine hundertjährige Frau im nahen Felde arbeiten sieht.

Nebenbei betreut sie auch ihren Sohn. Der „Bua“ ist auch schon über die erste Jugend hinaus; im letzten Frühjahr Siebzig gewesen. Ein verhuzeltes, glatzköpfiges Männlein. Sie wäscht, flickt und kocht für ihn; macht ihm auch jeden Morgen das Bett zurecht. Flöhe – und deren dürften in der „Ritterburg“ einige nisten – wird sie beim Bettmachen kaum mehr fangen; und wenn sie beim Herd steht und ihm das Essen kocht – wer möchte behaupten, daß sich da noch niemals ein Tröpfchen von ihrer Nase weg in die Pfanne verirrte. Aber – die hundertjährige Mutter betreut ihren „Bua“!

Sie hält ihn auch sonst noch in Zucht und Zaum, so gut sie es vermag. Holt ihn noch immer eigenhändig aus dem Wirtshaus heim, genau so wie ehedem, vor einem halben Säkulum, als er mit dem Schnapstrinken anfing. Die Mutter hofft noch immer, aus dem „Bua“

mit der Zeit einen ordentlichen Menschen zu machen, der „einst" in der Welt sein redliches Auskommen finde.

Hat die Uhr neun geschlagen und der „Bua" ist noch nicht daheim, dann leidet es die Kobesin, so gut ihr die Bettwärme täte, nicht mehr auf dem Strohsack. Sie zieht den alten Wattrock an; mit ihren knopfigen zittrigen Fingern kann sie ihn längste Weile nicht am Leibe festnesteln; schlüpft mühsam in ihre unförmlichen Fleckelpatschen. Schwer bückt sich so ein steinaltes Weib! Tastet sich dann, am Stiegengeländer Halt suchend, vorsichtig Stufe für Stufe die Holztreppe hinab, ins Freie. Wie oft sah ich sie im abendlichen Dunkel durch die Gassen schleichen; vom Rösselwirt zur Traube, von der Traube zur Post; von der Post zum Löwenwirt zwingt sie ihre meeralten Knochen in nimmerrastender Sorge.

Hat sie nach vielem Fragen endlich seinen Schlupfwinkel ausgekundschaftet, dann taucht plötzlich ihr runzeliges Gesicht im Türspalt der Gaststube auf; ihre rotgeränderten Grauaugen suchen gierig alle Tische und Winkel der qualmigen Stube ab.

„Wo ischt der ‚Bua'?"

Die Gäste zeigen nach ihm mit spottendem Behagen.

„Dort . . . Alte! Im Winkel hockt er! Ist schon wieder beim fünften Glasl, gluck . . . gluck . . . gluck!"

Da schlurft sie dann langsam, die bläulichen Lippen fest zusammengekniffen, Schritt für Schritt näher an seinen Tisch heran. Je näher sie kommt, desto verlegener wird der Kobes.

Zwei Schritte vor ihm bleibt sie stehen, nickt vielsagend mit dem Kopfe und starrt ihn, ohne ein Wort zu sprechen, eine qualvoll lange Weile an.

Der Kobes sucht verlegen in allen Taschen herum nach den Schnapskreuzern für die Kellnerin. Das Auge der Mutter tut ihm weh. Das spürt er auch im Dusel.

„Ja . . ., ja, Mutter . . . i geh' schon . . . gleich . . . gleich . . . lamentiert's nur nit gar a so!" lallt er. Die Mutter hat ja keine Silbe gesagt. Nur ihr Auge läßt sie nicht von ihm.

„Alte, trink' . . . tu' Bescheid," rufen ihr lachend die Gäste zu.

Die Kobesin schaut nicht rechts noch links;

sie hält ihre Augen wie ein Habicht geradeaus auf ihren „Bua" gerichtet.

„Hölltuifl eini! I werd' wohl geh'n, Muetter," schreit weinerlich der duselige Kobes. „Tut's nur nit gar so schiech!"

Endlich hat er die Kreuzer beisammen. Er schiebt der Kellnerin die Zeche zu, tappt nach seiner Kappe, und torkelt aus der Stube. Hart hinter ihm her schlurft die Alte. Im Hausflur pufft sie ihn mit ihrer schlaffen Faust in die Seite.

„Lump!"

Der Kobes atmet auf. Weil sie nur endlich ein Wort gefunden hat. Sie pufft ihn den ganzen Hausflur entlang, bis auf die Straße.

Dort kippt die Stimme der Alten ins Weinerliche um:

„Bua! Du versaufst di noch ganz!"

„I besser mich schon, Muetter," schluchzt nun auch seinerseits der schnapsduselige Kobes. „All's braucht sein' Zeit! Auf einmal geht's nit!"

Mutters graue, warme Äuglein leuchten auf:

„Versprich' mir's, daß du von morgen an a neu's Leb'n anfangst!"

„Ja . . . Muetter," lallt der Kobes mit schnapsschwerer Zunge. „Verflucht sei der Branntewein! Mi siecht koa Wirtshaus mehr!"

Die Mutter schlurft nun ganz aufgeräumt nebenher.

„Der Bua wird schon werd'n! Bis er nur einmal richtig in die Jahr' kommt; der wird schon!"

Wenn der Dusel den „Bua" nach rechts oder links reißt, leitet sie ihn sorgsam wieder geradeaus; und wenn der siebzigjährige Schnapskessel zu straucheln droht, bewahren ihn die verschrumpften, brüchigen Arme der hundertjährigen Mutter vor dem Falle.

Der Schnauzl

Der Schnauzl.

◆

Nahe dem „Spridrigwäldchen", in der „Buit'n", ist eine kleine Froschlacke; wer den Mund recht voll nehmen will, mag sie, wie es der Besitzer tut, auch „Waldsee" nennen.

Dort an der Froschlacke hinter dem dichten Erlenbusch hat ein Karrner vorgestern Abend sein Hündchen geschlachtet. Heute noch ist das ganze Dorf gegen den rohschlächtigen Karrner auf. Aber wer hat denn nur auch das Lügengesätzlein erfunden: „Jedes Haserl findet sein Graserl?"

Ein Jemand hat so den armen Mann mit der Stube voll Kinder getröstet. Und der drauf mit einem tiefen Seufzer:

„Ach ja, wär' alles recht! Aber meine Kinder, Gott sei's geklagt, die essen kein Gras!"

Im „Spridrig" draußen, wo der Karrnerwagen steht, denkt euch, da hätte es nicht einmal ein Mäulchen voll Gras gegeben, so glatt

gerupft waren Acker und Wiese. Die Karner-kinder hätten es vielleicht gegessen, denn die waren wie hungrige Wölfe. Unter der schmierigen Plache des Wagens stecken sie zu fünft die zausigen Köpfe hervor und schreien, wie die hungrigen Raben:

„Vater, o, Muetter, o! Kochen . . . sied'n und brat'n . . . ess'n . . .“

Das Kleinste, so ein weißblondes Schimmelchen, das war der ärgste Schreihals. Schrie so arg, daß selbst der Schnauzl, der drei Schritte vor dem Karren liegt und scharfe Wacht hält, nur so verwundert aufschaut. Ihm knurrt ja auch sein Hundemagen. Wenn da jedes gleich so schreien wollte!

Die Mutter kauert vor dem Karren auf dem Boden; sie hat die hochgezogenen Knie mit den Armen umspannt und späht wie ein Raubvogel die Gegend nach Nahrung ab; um und um nichts; keinen Erdapfel in der Furche, kein einziges Maiskölbchen haben die Bauern bei der Fechsung vergessen. Denn es ist ein hungriges Jahr, und die geizigen Bauern muß man nur kennen.

Der Vater scheucht die zausigen Schreihälse mit dem Stock in den Wagenfond zurück.

„Und du, kleiner Schimmel ... kein' Muckser mehr!“

Drücken sich die Kinder auf ein Weilchen ins Stroh und kichern untereinander:

„Der Vater, ha! Der hat ein' guten Schnellsieder! Mit dem ist gleich 'kocht!“

Der Vater tut nur so grob. Gäb' ihnen auch lieber zu essen.

„Aber wenn nichts da ist – da sied' oder brat'!“

Er späht scharf feldeinwärts nach seinem ältesten Buben aus, den er auf Bettel und Dieberei ausgeschickt hat. Jeden Augenblick muß er kommen; und der kommt gewiß mit vollen Taschen. Denn für den Lixilex gibt es nicht Schloß noch Riegel; der schlüpft durch jedes Kellerloch. Der Lixilex ist ein junger Meisterdieb.

Es währt kein Vaterunser lang, da wagen sich die zausigen Köpfe wieder unter der Plache hervor; zuerst zaghaft, das weißblonde Schimmelköpfchen; dann die anderen der Reihe nach ... eins ... zwei ... drei ... vier ...

„Vater, o, Muetter, o, wenn kocht's denn amal ...“

Der Vater greift wieder nach seinem „Schnell-

sieder"; im Nu verschwinden die Köpfe. Die Mutter späht wie ein Raubvogel nach Nahrung aus. Um und um nichts.

„Da sied' oder brat'!"

Feldwärts kommt der Lixilex. Der kommt wie gerufen.

„Der Lixilex! Kinder! Der bringt Zehrung ... Der bringt alle Tasch'n voll!" schreit die Mutter.

Da geht es im Karren kunterbunt durcheinander; ein Geschrei und ein Kreischen wie von jungen Raben.

Der Vater mustert den näherkommenden Lex mit scharfen Augen. Läßt seine prüfenden Blicke an dem dürren Jungen auf- und niederschweifen; dann fängt er an die Stirn zu runzeln; denn nirgendwo erspäht er an den Taschen des Lixilex eine Ausbuchtung, die auf Beute schließen ließe. Dafür hat der Karrner einen guten Blick. Der Junge hat es nicht eilig mit dem Näherkommen; mögen die Kinder noch so schreien und die Hälse aus dem Karren strecken.

„Lixilex! Lauf! Lauf! Was hast kriegt, Erdäpfel und Brot ... und Speck?"

„An Dreck!" schreit ihnen der Junge ent-

gegen. „Den Buckel voll Schläg' hab' i kriegt!" Und bedeutscht den Vater:

„In der Kellerlucke beim Kürbisbauer bin ich stecken blieben; und da haben sie mich gedroschen, der alte Kürbis und die Kürbisin! Aber schon ganz anders!" Und reibt sich den schmerzenden Rücken.

Nun drischt ihn der Vater. Die erbosten Kinder ballen unter der Plache hervor die Fäuste gegen den Lex und eifern den Vater an:

„Vater! Nur fest; mit dem Schnellsieder!"

Das kleine Schimmelchen wirft gar einen alten Hafendeckel nach dem Jungen. Aber der nimmt das Leben nicht schwer. Streckt die Zunge heraus, lacht zu den Schlägen und freut sich wie ein Schneekönig, daß Schimmelchens Wurfgeschoß sein Ziel verfehlt hat:

„Schleck' auf . . . Schimmelkopf!"

Die Mutter späht wie ein Raubvogel die Gegend nach Nahrung ab. Um und um nichts!

„Da sied' oder brat'!"

Bleiben ihre Augen plötzlich an dem wachehaltenden Schnauzl hangen; begehrlich aufleuchtend wie Habichtsaugen. Das merkt der Karrner. Er sieht die Mutter eine Weile nur

so groß an. Ganz angstvoll. Dann sagt er drohend, langsam:

„Du! Alte! Halt' deine Augen im Zaum!"

Seine Blicke funkeln wie ein bloßes Messer. Die Mutter hat ja nur den Schnauzl ein bischen fixiert. Aber der Karrner kam davon ganz aus dem Häuschen. Eine richtige Angst hatte ihn gepackt:

„Auf Alte! Ins Dorf! Wir zwei . . . ich und du! Und begegnen wir einem Bäck' . . . ich reiß' ihm sein' Brotkorb weg . . . und find' ich kein' Kellerluck'n offen . . . i renn' mit dem Schädel ein Loch durch die Mauer!"

„Und der Schnauzl halt' schon Wach' derweil vor dem Karren . . . gelt, Schnauzl, bis wir kommen . . ." Und er streichelt das Hündchen und kraut ihm das zottige Fell und tut ihm schön, wie noch nie. Es fehlte nicht viel und der harte Karrner hätte wässerige Augen bekommen.

Der Schnauzl wedelt und heftet seine klugen, schwarzen, bläulich schillernden Auglein ganz vorwurfsvoll auf seinen Herrn, als wollte er sagen:

„Hab' ich vielleicht einmal nicht Wach' gehalten? Tät' schon bitten!"

Sie torkeln selbander dem Dorfe zu, er und sie; alles liegt still. Die feuchten Herbstnebel krochen über die Gasse. Sie tappten von Haus zu Haus, von Tür zu Tür. Niemand öffnete. Die Bauern lagen schon in den Federn oder hinter dem Ofen. Ja, wenn es gegen den Spätherbst geht, werden die Bauern faul wie Murmeltiere. Und wo sich ein Fenster auftat und man sah das Karrnerpaar, da hieß es:

„Schert euch; Diebsleuten gibt man nichts!"

Und klirr das Fenster wieder zu. Kein Bäcker mit Brot kam des Weges; keine Kellerlucke war offen. Und mit dem Schädel durch die Mauer . . . ist leichter gesagt als getan.

Also wieder heim, ohne Zehrung und Futter. Die Karrnerin redet kein Wort und läßt den Kopf hängen; der Karrner geht in der herbstlichen Dämmerung neben ihr her und hört ihr zu.

Schon von weitem vernahmen sie den wilden Chorus der Kinder:

„Vater, o, Muetter, o! Sieden . . . braten . . . essen . . ."

Je näher sie kamen, desto wilder schwoll das Geschrei. Nur der Schnauzl liegt unentwegt drei Schritte vor dem Karren und lugt

scharf ausspähend ins Weite; ein guter, ein getreuer Wächter.

Als Vater und Mutter an den Karren kamen, gellt ihnen das Getobe der Kinder entgegen. Sagt die Mutter so vor sich hin:

„Wie fett der Schnauzl ist!"

Und mustert gierig das Hündchen.

Da wurde der Karrner gar wild. Schreit und tobt, daß ihm die Halsadern wie kleine Stricke schwellen:

„Fett oder nit fett!"

Langt nach seinem Stock und haut seine Alte, daß sie tanzt. Dann wildauf gegen die Kinder:

„Still ... auf der Stell'! Oder schlag' euch alle tot!"

Aber die Kinder sind nicht mehr still. Nur um so länger recken sie ihre Hälse aus dem Karren und schreien wie offene Rebellen:

„Schlag' zu ... mit dein' Schnellsieder! Schlag uns ab! Ersparst das Ess'n!"

Läßt der Karrner den Stock langsam sinken; setzt sich neben dem Karren auf den Boden; beginnt zwischen den Zähnen zu pfeifen.

Die Mutter weiß nichts Gescheites anzufangen; zählt mechanisch die zausigen Köpfe:

„Eins, zwei, drei, vier . . . eins, zwei, drei, vier . . .“

Und wo ist der fünfte? Der kleine Schimmelkopf ist nicht da; der wildeste, ungeberdigste Schreihals. Die Mutter tritt näher; sieht unter die Plache. Da sitzt das Schimmelchen zusammengekauert im Karrenstroh; nagt und saugt – woran denn nur?

„Jesus Maria! An alten Lederfleck nagt's an, das Schimmelköpfl!“ Und Mutters Stimme schnitt wie ein Messer.

Da läßt der Karrner allgemach das Pfeifen sein; steht auf. Langsam, schwer und ungeschlacht, als hielte ihn der Boden gewaltsam fest. Endlich steht er auf den Beinen. Bläst sorgsam jedes Stäubchen vom Ärmel; jeden Grashalm streicht er umständlich von Joppe und Hose, als ob es bei seinen zerlumpten paar Fetzen auf einen Grashalm ankäme. Aber ich meine, er wollte nur Zeit gewinnen.

Endlich, endlich schickt er sich zum Gehen an:

„Schnauzl, komm!“

Der Schnauzl zuckt auf; sieht befremdet seinen Herrn an. Das ist nicht mehr geredet; das geht ans Leben. Aber der Schnauzl erhebt sich pflichtschuldigst; studiert ängstlich seines Herrn

Miene; schleicht scheu an ihm vorbei und drückt sich an die Mutter. Springt an ihr hinauf, leckt ihr die Hand, tut ihr schön. Aber die Mutter sagt:

„Geh' nur, Schnauzl!"

Schiebt ihn von sich und wendet sich, als wollte sie weinen.

Der Karrner etwas freundlicher:

„Komm', Schnauzl! Wir geh'n ein Haserl suchen . . . im Wald . . . ein Haserl . . ."

Ach du mein Gott! Ein Haserl! Der Schnauzl ist nicht von gestern. Das merkt doch jeder Hund, daß es heute nicht seine Richtigkeit hat. Aber er ging. Wird der Schnauzl nicht folgen, wenn der Herr ihn ruft? Demütig, mit eingezogenem Schweiflein trippelt er neben dem Karrner her; scheu, bang an dem finstern Manne hinaufblinzelnd, aber immer hart an seiner Seite.

Hinter dem Erlenbusch neben der „Waldsee-Froschlacke" hält der Karrner still; sieht sich schnaufend um. Das Hündchen mit der großen Angst in den Augen bleibt auch stehen. Pflichtschuldigst. Und tut zärtlich wie noch nie. Springt und wedelt an seinem Herrn hinauf; schmiegt und drückt sich an ihn; leckt ihm die

Hände; noch einmal ... und noch einmal. Wenn es seinen Herrn nur jetzt ein bischen froher machen könnte. Das Hündchen mit der großen Angst in den Augen macht seine drolligsten Kunststückchen vor; sonst hatte sein Herr dazu immer gelacht. Aber heute ist schon einmal alles umsonst. Der Karrner schaut finster wie eine Wetterwolke.

Bis zur „Waldseelacke" dringt das Gekreische der hungrigen Raben:

„Vater, o! Muetter, o!"

Er greift nach dem Stechmesser.

Zieht der Schnauzl den Schweif ein; legt sich platt auf den Boden; springt wieder winselnd auf; will fliehen und bleibt doch wieder. Wird der Schnauzl von seinem Herrn geh'n! Nein. Da bleibt er, und soll er daran sterben. Sagt der Karrner tief aufschnaufend:

„Schnauzl! Es muß sein! Das Schimmlköpfl nagt an ein' alten Lederfleck!"

Und sticht das Hündchen mit dem Messer. Fällt das Köterlein hin und wedelt noch. Als wäre ihm nun leichter, da das Blut zu fließen beginnt. Der Karrner hält es nicht aus. Läuft ein Stück weit in das Birkenbergerwäldchen und hebt zu fluchen an, daß sich Baum und

Sträucher biegen. Wünscht der ganzen Menschenbrut einen einzigen Hals, und der sollte ihm unter sein Stechmesser kommen.

Als er nach einer Weile wieder näher kam, lag der Schnauzl ruhig; den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, so lag er da und war tot. Nun ja! Wenn es sein muß!

◆

Als der Vater heim kam, da waren die Kinder froh. Der Vater hat ein „Haserl" heimgebracht, schön ausgeweidet, ganz weidmännisch. Der Schnauzl habe das Häschen aufgejagt; und der Schnauzl werde bald nachkommen; jage nur noch ein bischen im Walde herum; so zu seinem Vergnügen.

„Der Schnauzl ein Hasl' 'funden . . . der Schnauzl," weint und lacht das Schimmelchen.

Bald brennt vor dem Karren ein lustiges Feuer. Leuchtet wie ein Freudenfeuer in die neblige Herbstnacht des „Spridrig". Die Kinder tanzen um die Pfanne, in der das „Häschen" schmort; jauchzen und wackeln mit den zausigen Köpfen. Ja, wenn man ein Haserl hat . . . da ist leicht gesotten und gebraten.

Der Vater hockt abseits. Seine Augen flackern.

Die Mutter hebt von Zeit zu Zeit den Deckel von der Pfanne; wendet den Braten um und wischt sich zwischendrein über die Augen; denn sie hat zum Feuern grünes Holz genommen; das macht so viel Rauch. Schlägt auch den Kindern mit dem Kochlöffel auf die Finger; denn die Rangen können es kaum mehr erwarten. Wollen das „Häschen" halb roh aus der Pfanne greifen.

Die Mutter sieht ihnen zu und seufzt vor sich hin:

„So schön Bratzl geben hat er können ... und wachsam ... Tag und Nacht immer drei Schritt' vor dem Karren!" Und wischt sich heftig über die Augen, denn der Abendwind blies ihr den Rauch von dem erlöschenden Feuer gerade mitten in das Gesicht.

Der Vater sitzt abseits.

Die Kinder nagen jedes Beinlein glatt und sauber wie Elfenbein; nur das Schimmelköpfl läßt ein winziges Fleischstückchen an dem letzten Knöchelchen hängen. Ein kleines, kleines Bröcklein will es für den Schnauzl sparen; der Schnauzl war ja so brav und hat das Häschen aufgejagt. Kleinschimmelchen steht vom Essen auf, rafft mit seinen fettigen Batsch-

händchen alle Beinlein zusammen und lockt und ruft in den Wald hinein:

„Snauzl . . . Snauzl! Jetzt ist er nit da, weil i für ihn einmal Knöchelen hätt' . . . Snauzl . . . Snauzl . . .“

Aber da wurde der Vater wild:

„Marsch ins Stroh! Kein' Mucksr mehr! Oder schlag' euch alle tot!“

Da forchten sich die Kinder und krochen nacheinander in den Karren; hinter ihnen die beiden Alten. Schliefen auch bald ein.

Sollen die Ärzte hundertmal anders sagen – mit vollem Magen schläft sich's doch besser.

Der Vater hatte eine unruhige Nacht. Immer wieder fuhr er schlaftrunken aus dem Karrenstroh. Er hörte im halben Schlafe den Schnauzl bellen.

„Was er nur heut' hat . . .,“ murrt er zwischen Schlafen und Wachen, und steckt den Kopf unter der Plache hervor:

„Pst! Schnauzl! Sei still!“

Bis ihn die kalte Nachtluft anwehte und vollends munter machte. Da besann er sich:

„Ach, ja so! Der bellt nimmer!“

Und warf sich schwer fluchend wieder aufs Ohr.

Und es war eine lange Nacht.

◆

Die erste Beicht'

Die erste Beicht'.

Das gehörte zum Schrecklichsten, was der zehnjährige Knirps bisher in seinem Leben mitgemacht hatte – die Gewissenserforschung.

Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich der Lump dieser Geschichte bin. Taufen wir also den Buben kurzweg – „Hansl", damit das Kind einen Namen hat.

Die Mutter hatte für den Hansl schon in aller Früh' beim Krämer einen großen Bogen Schreibpapier eingekauft, und einen Bleistift Nr. 1.

„Hansl", sagt sie dann, von der Frühmesse heimgekommen, „da setz' dich jetz' her zum Tisch, mit dem G'sicht gegen das Kruzifix! Da hast Papier – hoffentlich langt's – und jetzt denk' einmal ernstlich nach, was du schon alles getrieben hast! Schreib' dir's fein auf, die groß'n Brock'n und auch die klein', auf daß du deine Sach'n beinander hast für die erste Beicht' heut' Nachmittag! So, jetzt laß i dich allein!"

Dann begab sich die Mutter mit schlürfendem Tritt in die Küche und hantierte dort herum; aber viel stiller als sonst, um den Gewissen erforschenden Hansl in der Stube drin ja nicht zu stören.

Also; da sitzt er jetzt, der Hansl! Eigentlich klebt er nur an der äußersten Kante des Stuhles. Bald nagt er am Bleistift, bald, wenn ihm ein großer „Brock'n" einfällt, fährt er sich ins Haar, das wie Strohgarben aus seinem Kopfe schießt.

Hin und wieder schleifte er mit der aufgestellten Hohlhand blitzschnell über die Tischfläche und, wohlgemerkt, nie vergebens. Jedesmal zog er zwischen den sich vorsichtig öffnenden Fingern eine oder auch mehrere Fliegen hervor; er drückt ihnen heute bloß die Köpfe ein; Flügel und Füße läßt er in anbetracht der bevorstehenden Beichte ungeschoren.

Wie er nun so seine paar Jahre im Geiste an sich vorüberziehen ließ, kam ihm der helle Schweiß auf die Stirn. Lumpereien tauchten da vor dem Hansl auf; grün und blau wurde ihm vor den Augen.

Und dazu machte die Uhr im Kasten:

Wart' - wart' - wart' - wart'!

Am schwersten drückte ihn die getigerte Katze der Pfarrersköchin. Diese Tigerkatze hatte er vor einem halben Jahre in aller Stille ganz kunstgerecht stranguliert und den Leichnam im Hühnerstall aufgehängt.

„Wie du mir, so ich dir!"

Denn der Hansl war ein Vogelnarr; eine Katze hatte ihm einmal seine singende Freude erwürgt. Darum hatte er diesen „Ludervieehern" allsamt den Tod geschworen.

Hinter dem nahen Holunderstrauch hatte er nach vollbrachter Moritat gepaßt, bis die Häuserin den Hühnern das Futter brachte. Diese wutverzerrten Züge und schauerlichen Grimassen der überdickleibigen Pfarrersköchin mit der kaffeebraunen Warze neben der Nase – o, da überläuft heute noch den Hansl ein wonniges Gruseln.

.... Dem Staugenbauer seinen Peitschenstiel abgebrochen ... schrieb er weiter auf den Sündenzettel.

.... Dem Innsbrucker Boten zwei volle Kornsäcke angeschnitten ...

.... Der Mutter mit einem Strohhalm die Milch aus den Schüsseln gesaugt ...

So schrieb er; eine Lumperei nach der andern.

Erst gestern noch hatte er das mit dem Strohhalm gemacht. Auf die Weise brachte er es zustande, daß die Rahmschicht obenauf unversehrt blieb; und darunter schwand die Milch. Die Mutter – sonst nicht abergläubisch – glaubte schon an Hexerei.

Der Hansl riet ihr, das Milchstübel vom Pfarrer „aussegnen" zu lassen.

O, der Hansl war ein Früchtl!

Erst als er sich bis hoch in die Dreißig hineingeschrieben hatte, ging es langsamer; und endlich fiel ihm nichts mehr ein. Er las fünf-sechsmal das ganze Register durch, damit er in Übung komme; nicht etwa im Beichtstuhl stecken bleibe und so den Pfarrer noch giftiger mache, als es ohnehin schon vorauszusehen war.

Schließlich setzte er getreulich den vollen Namen unter das Sündenprotokoll, und das Datum. Dann wickelte er den sorgsam zusammengefalteten Zettel in sein Schnupftüchel und steckte es in den Hosensack.

Das Mittagessen, Dampfnudel mit kalter Milch, schmeckte dem Hansl heute nicht so gut wie sonst. Die Milch rührte er gar nicht an; erinnerte ihn zu lebhaft an die Geschichte mit dem Strohhalm. Er getraute sich auch nicht,

der Mutter ins Gesicht zu schauen; denn nun trug er es schriftlich in der Tasche herum, daß er ein ganz nichtsnutziger Junge sei.

„Hast recht große Brock'n?“ forschte die Mutter.

„Hm! So mittelt durch“, meinte der Hansl kurz nebenhin, und ließ sich nicht weiter ein.

Nach dem Essen schlich er sich in die Schule und von dort gemeinsam mit den anderen Buben unter Aufsicht des Lehrers in die Kirche.

Dort ging es bald los. Der Pfarrer „saß“ schon, als der jugendliche Büßerzug daherkam. Ein Knirps nach dem andern betrat reuig und ängstlich den Beichtstuhl, um ihn mit protziger Sicherheit wieder zu verlassen.

Es ging wie auf dem Schnellsieder. Die Bürschlein hatten ihre wenigen lumpigen Sünden fein sauber abgeschrieben und lasen sie herunter wie ein Kapitel aus der Bibel.

Das Aufschreiben hatte der Pfarrer selbst den Buben angeraten:

„Nur alle Sünden fein aufschreiben, Bübeln; damit ihr ja nix vergeßt! Wenn ihr erst einmal all's bereut und einbekennt habt, dann sollt ihr erst sehen, was das für ein Gefühl ist; so

ring und federleicht; man kann's nit beschreiben; man kann's nur fühlen!"

Schwer ging's dem Hansl mit Reue und Vorsatz. Mitten darin plagten ihn immer wieder weltliche Gedanken.

„Die Braung'fleckte, dö die Häuserin jetzt hat; wenn i nur die amal dertapp'n tät'; der wollt' ich den Kragen zuschnüren; na, vielleicht erwisch' ich sie morgen ..."

Endlich traf's ihn; den strohhaarigen, verschmitzten Hansl. Mit schlotternden Knieen wankt er in den Beichtstuhl. Schon hat der Pfarrer das kleine Türchen aufgemacht; der Hansl soll beginnen. Der aber sucht und sucht — nach dem Sündenzettel.

Der Pfarrer wurde schon ungeduldig: „Kreuztibidomine! Fang einmal an!"

Der Hansl, krebsrot im Gesicht, stiert in allen Säcken herum, beutelt sein Schnupftuch hin und her, und muß endlich als erstes bekennen:

„I find' meine Sünden nimmer!"

„Ah! Hast die Tabell'n verlor'n; Saggramentsbua!"

Der Pfarrer half dann aber doch nachsichtig und liebevoll dem Gedächtnis des Hansl nach.

Da kam zuerst zagend die Katzengeschichte; dann schlüpften die Kornsäcke herfür; und schließlich haspelte der Hansl seine Sündenlast nur so herunter. Nichts vergaß er, es waren ja lauter typische Fälle.

Als er zu Ende war, wartete er den Pfarrer ab; mutig, mit Fassung. Was wollte der auch machen! Schreien durfte er nicht; da wäre das Beichtgeheimnis in Gefahr; nach den Ohren oder dem Schopf langen konnte er nicht, denn da war ein engmaschiges Gitter dazwischen.

Ja, von dem Gitter war der Hansl schon ganz besonders befriedigt. So eine Einrichtung! So fürnehm und ausgesucht praktisch.

Gar so böse war der Pfarrer nicht einmal. Betreffs der Katze fragte er bloß:

„Hast das Viech gepeinigt?"

„Na! G'rad' ein bissel aufg'hängt!"

Weiter ward kein Sterbenswörtchen über Muinz und Maunz gesprochen.

Ja, es dünkte den Hansl im Dämmerlicht, als hätte der Pfarrer dazu gar ein bissel geschmunzelt.

„Die Braung'fleckte werd' i auch nit leid'n lass'n; 's Hängen geht g'schwind, und i bin

schon in der Übung," dachte sich der Hansl, als er nach Verrichtung der Buße froh aus der dämmerigen Kirche ins Freie trat.

Wie er aus dem Freithof schritt und neben dem Pfarrhof abschwenkte, überwältigte ihn das Wohlbehagen. Es war ihm so federleicht. Er machte einen Luftsprung.

Aber er war noch nicht mit beiden Füßen wieder auf dem Boden, da hatte ihn schon die massige Häuserin beim Kragen; zerrte ihn mit wutfunkelnden Augen die zwei Schritte gegen den Holzschuppen.

Dort ergriff sie ein Scheit.

„Also du bist's g'wes'n! ... Du hast meine Tigerkatz' umbracht! Da hast!" kreischte sie und hieb auf den Hansl ein. Immerzu schrie sie: „Da hast! Da hast!"

Und der Hansl hatte von ihr doch nichts verlangt.

Aber sie gab und gab.

Der Hansl brüllte, daß die Hennen vor dem Schuppen angstvoll aufgackernd auseinanderstoben.

„I tu's g'wiß, ganz g'wiß nimmer!"

Auf solche Art erweckte die Pfarrersköchin noch nachträglich in dem Hansl Reue und Vorsatz.

Endlich warf sie das Scheit wieder zu den andern und den Hansl aus dem Schuppen. Während er sich erhob, um schleunigst das Weite zu suchen, ertönte vom niederen Dache ein spöttisches Miau der braungefleckten Katze. Aber der Hansl lief und dachte nicht ans Hängen.

Wie kam die zu der Katzengeschichte?

Der Hansl hatte schon früher öfters die Pfarrerskköchin gedankenlos eine alte Hex' geschimpft.

Jetzt hätte er's beschwören können. Das war die hellichte Hexerei!

Als er heimkam, wartete schon die Mutter vor der Haustür. Die Hände hatte sie nach rückwärts zusammengeschlagen, als hielte sie dort etwas verborgen, was nicht jeder Mensch zu sehen brauche.

„So, Bübl, bist da," begrüßte die Mutter den Jungen auffallend scharf. „Jetz' komm' nur in die Stub'n!"

Drinnen kam der Stecken zum Vorschein.

„Wart', Bürschl, deine Spitzbübereien mit dem Strohhalm! Jetz' will i einmal d i c h ausfegnen; vielleicht hilfts dann im Milchstübel!"

Und dann ging die ergrimmte Mutter über den Hansl.

Die Häuserin hatte sich hauptsächlich auf den Rücken des kleinen Sünders beschränkt. Die Mutter ging – praktisch wie die Mütter sind – um einen Schritt weiter. Und gründlich nahm sies, das muß man ihr lassen.

„Hm! Es ist doch ein' recht schöne Sach' um das Beichtgeheimnis“, dachte sich der Hansl; „und das Gefühl nach der ersten Beicht' ist auch recht schön!“

Dann kroch er mehr, als er ging, durch die Hintertür auf die Wiese; legte sich hart am Zaune ins feuchte Gras. Der grüne, feuchte Rasen kühlt. Der Hansl fühlte instinktiv, was ihm nottat. Zerschlagen an allen Gliedern, wie er war, schlief er bald ein.

Ein schmerzhaftes Ziehen und Reißen im Kopfe erweckte ihn bald wieder.

Die Ursache davon war nicht etwa eine Erkältung, wie man meinen möchte; sie trug einen viel bestimmteren Charakter.

Der klapperdürre, geizige Stangenbauer war schon auf der Suche nach dem Peitschenstielverderber gewesen. Und wie er so spähend um das Haus schlich, entdeckte er ihn hinter dem Zaun.

Da schob nun der Stanger knieend, mit fest aufeinandergekniffenen Lippen, vorsichtig seine beiden Fangarme durch die Lücke des Zaunes. Dann faßte er, immer noch leise hantierend, Hansl's Ohren und Kopf zwischen die krallenartig umgebogenen Hände. Ganz so wie die Köchin den großen Suppenhafen an den Handhaben anpackt. Erst als der Bauer beiderseits festen Griff hatte, fing er an, symmetrisch anzuziehen. Daher das Gefühl des Reißens in Hansl's Kopf. Der Hansl schrie:

„Auweh! Meine Ohr'n!"

Der Stanger sekundierte grimmgemut:

„Auweh! Mein Peitschenstiel!"

Weiter sprach er kein Wort; er grinste nur. Aber es hatte den Anschein, als ob er sich darauf kaprizieren würde, Hansl's dicken, kugelrunden Kopf durch den handbreiten Zaunspalt zu zerren. Als er endlich nach geraumer Zeit seine Krallenfinger öffnete, da waren Hansl's Ohren so blaurot wie zwei Truthahnkämme.

So war der Hansl noch nie malträtiert worden wie heute. Und der Pfarrer hatte ihnen eingeredet, die Seligkeit nach der ersten Beichte sei nicht zu beschreiben, die müsse man fühlen.

Der Hansl bedankt sich schön! Er wünscht dem Pfarrer auch solche unbeschreibliche Gefühle.

Am nächsten Morgen konnte er sich kaum zur Kommunionbank schleppen, so steif und schmerzhaft waren seine Glieder. Und eine erschreckliche Nervosität hatte ihn befallen. Bald vermeinte er die Klauen des Stangenbauern an seinen Ohren zu verspüren oder er fühlte die salbungsvollen Hiebe der Mutter mit dem Birkenen.

Nach der Kommunion machte sich Hansl heim, so schnell er konnte. Es zog wieder sachte, sachte die Liebe zum Leben ein. Denn zu Hause erwartete ihn heute gewiß nicht mehr der Stecken, sondern Kaffee und „Guglhupf" mit großen „Zibeb'n".

Der Hansl hat alles „putzweg" aufgegessen. Aber stehend verzehrte er das Frühstück. Die Mutter lud ihn zwar immer zum Sitzen ein:

„Hansl, setz' dich! Mach' dir's kommod! Tragst uns ja den Schlaf aus!"

Aber der Hansl schüttelte den Kopf:

„Der birkene Segen von gestern wirkt noch!"

Als nach und nach Hansl's Ohren abzuschwellen begannen und auch Mutters „Segen"

allgemach die Kraft verlor, kam ihm wieder der Verstand. Und da brachte er es leicht heraus, daß der verlorene Sündenzettel für ihn so verhängnisvoll geworden war.

Der Flatscher-Simele, so was man sagt, ein guter Freund, hatte den „Zettel“ gefunden, und war damit sofort wie ein Leichenbitter von Haus zu Haus gelaufen, um Hansl's Missetaten an die richtigen Adressen zu befördern. Hatte auch zur Erweisung seiner Behauptung überall den Zettel mit Hansl's eigenhändiger Unterschrift vorgewiesen.

Der Hansl hat aber dann ein gut Teil jener „seligmachenden Gefühle“, die seine erste Beichte in ihm ausgelöst, an den Simele weitergegeben, und ihm den Buckel vollgehämmert.





Abgestürzt



Abgestürzt.

◆

Heute gegen Mittag kamen vier Innsbrucker Touristen mit prallen Rucksäcken und zusammengerollten Seilen, und fragten im Gasthofe zur „Post“ nach dem Verbleib eines Kollegen. Gestern in aller „Herrgottsfrüh“ sei er fort und wollte bis Abends wieder zurück sein. Er hätte auch seine Tour genau angegeben: eine Gratwanderung über die Kar-Köpfe und Hohe Munte; dann Abstieg nach Telfs und von da per Bahn wieder heim. Ob ihn niemand gesehen hätte.

„A paar Bergkraxler sein gestern schon dag'wes'n,“ meinte zögernd die Kellnerin.

„Wie hat er denn ausg'schaut?“ schnarrte vom Nebentisch herüber der brennrothaarige Herr Offizial Hühnerspiel.

„Ein Mensch, groß, mager, so wie Sie, aber – jung und – blond!“

Als besonderes Merkzeichen gaben sie an: auffallend schöne Blauaugen. Er sei Schrift-

setzer von Beruf, sehr tüchtig und pflichtgetreu. Nur an den sonnenklaren Tagen des Hochsommers komme es dann und wann über ihn. Wenn er hinter seinem Setzkasten hervor auffallend oft durch die großen Saalfenster äuge, dann wüßten sie schon, am nächsten Frühmorgen geht er auf und davon.

„Dös sollt' i' amal probier'n," brummte die Kellnerin.

Weil er sonst ein so tüchtiger, braver Mensch sei, sähe es ihm sein Chef durch die Finger. Er bringe auch das Versäumte nach seiner Rückkehr doppelt und dreifach wieder ein. So wie es Quartalsäufer gäbe, so komme über ihn von Zeit zu Zeit der Höhendurst.

Der Posthausknecht nickte verständnisvoll; er hatte verstanden, der höhere Durst.

Ob ihn denn niemand gesehen hätte.

Nein! Niemand! So einer war auf der Post nicht eingekehrt.

Nun wurden die Touristen schweigsam. Sie bestellten sich rasch ein Essen, gabelten eilig, wortlos und machten sich gehfertig.

Vielleicht ist er auf der Nordseit'n übers Geistal ab!"

„Abg'stiegen, wollen wir hoffen!"

Bald waren die vier, weitausschreitend, auf dem steil ansteigenden Weg zum Alpelhaus verschwunden.

Als ich Abends auf die „Post" kam, standen im Hausflur die vier Touristen, arg verschwitzt und verstaubt, die eisenharten Gesichter dunkelbraun verbrannt.

„Ein Leintuch brauch'n wir," sagte der eine von den Vieren. „Und an groß'n Sack! Es wird alles bezahlt!"

Das Leintuch war bald zur Stelle. Sie rollten es sorgfältig zusammen, damit es im Rucksack möglichst wenig Platz einnehme.

Vom nahen Bräuhaus brachte der Hausknecht – er hatte gehört, es wird alles bezahlt – einen riesigen alten Hopfensack und breitete ihn geschäftig vor den Touristen aus.

„Der langt!"

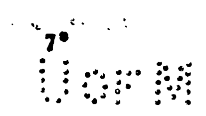
„Da drin hätt'n wir alle viere leicht Platz!"

Sie stopften ihn wohlgerollt in den Rucksack.

Herr Offizial Hühnerspiel trat eben ein und beleuchtete mit seinem brennroten Kopf den etwas dunklen Hausflur:

„Na, was ist? Habt's ihn g'funden?"

„Ja!"



Ganz oben, beim letzten Schmalgrat habe es ihn „gerissen“. Hut und Messer seien Telfser Seite zu gefallen; er selbst über die Nordseite gegen das Geistal ab. So zweihundert Meter tief unten. Mit dem Fernglas hätten sie wohl hinabgeschaut, aber der einbrechenden Dunkelheit wegen nicht mehr „einsteigen“ können.

„Der liegt guet oben, bis morgen!“

„Die Brieftasch'n stiehlt ihm derweil auch niemand!“

„Die gebroch'nen Knochen steh'n ihm überall außer, wie die Stoppeln auf an Türgg'nacker!“ (Kukuruzfeld.)

„So! Jetz' geh'n wir wieder durchauf! Übernachtet wird im Alp'lhaus, und in der Früh steig'n wir ein!“

„Sack und Leintuch hab'n wir?“

„Ja!“

„Also vorwärts!“

„Der hat's überstanden,“ meinte nickend der Hausknecht, nachdem er sein Trinkgeld weg hatte.

Darauf murmelte einer von den Vieren nachdenklich vor sich hin:

„Ja! Ja! Uns steht's noch bevor!“

Der brennrote Herr Hühnerspiel rief mit schnarrender Stimme der Kellnerin:

„Ein Kalbsgollasch mit Nockerln und ein Krügl! In den Garten hinaus! Das Glas gut ausfrisch'n!"

Die vier Touristen wanderten mit Rucksack und Laterne, weitausschreitend, in die Nacht hinaus. Bald waren sie auf dem steil ansteigenden Weg zum Alpelhaus verschwunden.

Da ist einer höhendurstig aufgestiegen; in einem alten Hopfensack bringt man ihn zu Tal.

◆

Tiroler Bauern
von
1809

◆



Tiroler Bauern
von
1809.

◆

So oft ich auf dem Berg Isel steh', rieche ich Blut. Verbrotes Bauernblut ...

Der Boden dampft. Die Sonne brennt. Kein Tropfen Wasser rinnt weit und breit.

Geduld, Geduld! Heut' springen noch Brunnen. Heut' rinnt's noch rot. Kein Vogel singt heut' um den Iselwald. Kugeln singen.

Stierwütig in blitzblauen Haufen rennt Bayer und Franzos den Iselberg an.

„Holla, Bauer! Heut' wird das Kraut dir sauer!"

„Oha!"

Oben in weitem Bergkranz längs der Waldschneid', hinter Stock und Stein, liegen und knien und lauern sie; hartrassig, luchsäugig, kniehart. Die Sehnen gestrafft wie Stricke, die braunnackten, haarigen Eisenbrüste unver-

zagt dem Feind entgegen. Hinter Wehr und Verhau speien wohlgezogene Büchsenläufe Bleitod ins Tal. Sie haben sich eingenistet rings in Gehöften und Vogelhütten; verspreizt und vergraben in jedem Fuß breit Boden, wie bissige Dachse. Enge an Fichten und Föhren gedrückt, als hing' noch ein knorriger Ast daran.

„Wer uns will hab'n – der mueß uns schon ganz bei der Wurz'l ausgrab'n!"

Grigg, gragg! Piff, paff! Kugeln singen auf und nieder. Das prellt auf Stein; und splittert im Holz; reißt dem eingesperrten Leben blutige Türen auf. Kein Schuß geht daneben. Der Sandwirt geht um:

„Mander! Tüet alle mit! Es ist für Kaiser und Glaub'n! Für Land und Leut'!"

„Ja! Ja! In Gott'snam' hab'n mer's ang'fangt, in Gott'snam füh'rn mer's z'End!"

Kanonen brüllen vom Wiltnerfeld her höhenwärts.

„Mier (wir) still'n sie!"

Der Stubaier-Adler bringt sie zum Schweigen. Ganz vorne, vorgeschoben auf den gefährlichsten Staffel, kniet er mit seinem ältesten Buben in einem aufgeworfenen Erdloch; knapp Platz für zwei. Das sind die kaltverwegensten

Jäger mit den weittragendsten Büchsen; Hände fest wie Schraubenstöcke und steinstarke Herzen. Das liegt schon so in der Adler-Familie! Wie aus Granit gemeißelt, knien sie in der kugelbestrichenen Grube; gletscherkalt, die Stutzen im Anschlag; die wunderbar hellklaren Augen unverwandt talwärts gerichtet, wo die „Speibteufl" brüllen.

„Laßt nur Weil'! Mier still'n sie!"

Hat sich nur erst der Pulverrauch verzogen!

„A handbroat Kopf von an Kanonier! Meahr brauch'n mer nit!"

Fährt ihm das Blei ins warme Leben.

Heut' springen noch Brunnen! Heut' rinnt's noch rot!

„Sandwiert! Da unt'n aufer kemmen sie ganz bürst'ndick!"

„Mier wearn sie in Gott'snam' schon dünner mach'n!"

„Grigg, gragg! Piff, paff!

Im Tale fallen sie nieder wie Gras.

„Die Bürst'n laßt Haar!"

Da liegen schon wieder zehn „Stuck" kopfüber. Die andern trampeln darüber.

„Hinauf! Hinauf! Und sind wir erst oben – kein Bauer wird pardoniert!"

„Her da! Wer an bluetig'n Schäd'l will!"

„Boarsack und Franzos! Was habts denn ös in ünserm Landl z'thian?"

„Nieder damit! Heut ischt guet Wetter zum Roggenschnitt!"

Heut lernt auch der Bauer das Purzelbaumschlagen! Dort wirft's wieder einen aus seinem Verhau.

„Pfüat enk Gott! Mei Zeit ischt um!"

„Warum hast di so weit füri g'lass'n? Schaug, wie i da sicher bin!"

Der zweite Sohn des Stubaier Adlers. Ja, der ist's; der jungtannenstarke mit dem Goldflaumhaar. Das ist ein „heickliger" Schütz. Der „nimmt" nicht alles; lang läßt er seine wunderbar hellklaren Augen wählerisch im Tale kreisen:

„Den mag i nit! Der ischt mir z'minder! Geh' mir von mein Rohr wöck, Elendshirsch!"

Jetzt legt er an:

„Den mag i! Den mit'n Mondscheinkrag'n! Den vollbluetrot'n! Den zapf' i an!"

Bum!

„Der Schuß mueß rechts ob'n steck'n! Beim link'n Aug'!"

„Guet hast'n putzt, Jungadlerbua! Dem tuet's Hirn nimmer weah!“ ruft der Nebenmann herüber.

Jungadler schaut nicht rechts noch links. Seine Augen kreisen im Tale. Er wird sich wieder was „Besseres“ finden.

Da laufen drei halbwüchsige Buben wie junge Hunde im Schußfeld um. Wo sich das Blei in den Boden wühlt, daß rings die Erde spritzt; wo es von harten Steinen prellt oder wie Hagel aus der Höhe fällt, da fahren die drei mit hellem Geschrei zugleich darauf los; graben das Blei aus Moos und Boden; balgen sich um die Beute.

„Hoaß! Hoaß!“ Man verbrennt sich die Finger am heißen Blei.

„Wöck dei Hand!“ schreit drohend der eine; ein jungfrischer, weizblonder Kopf.

„Na!“

„Laßt aus oder nit?“ Der Jungfrische blitzt mit wunderbar hellklaren Augen. Das ist der dritte und jüngste Jungadlerbub.

„Na, nit laß i aus! G'rad extra nit!“ Da saust es ihm warm am Ohr vorbei; sengt ihm das Läppchen. Nun läßt er aus.

„Bua! Dös hat g'sungen!“

Da lacht der Jüngstadler hell auf; rafft schleunig das Blei vom Boden.

Seitab ein Feuer. Von einem Felstrumm gedeckt, da hockt ein Bauer; ein ganz uralter, vor einer eisernen Pfanne mit schmelzendem Blei. Da werfen die Jungen ihre Beute hinein:

„Alter! Gieß Kugeln!"

Und wieder blitzschnell davon alle drei, wie leichtfüßige Hunde.

Der Alte gießt Kugeln; gibt jeder den Segen:

„Triff guet! Fahl' nit daneb'n! Laß aus das Bluet! Nimm Leib und Leb'n!"

Im Tal wird Sturm kommandiert:

„Freiwillige vor!"

Sie drängen sich zum blutigen Tanz. Junges Leben ist billig und willig.

„Sandwiert! Da unt'n kimmts wieder ganz blitzblau dahear!"

„Sandwiert! Schaff an! Was soll'n mer denn thian?"

„Grad nit auerlass'n thiat ös sie!"

Nebenan ein Holzknecht – der hat am Schießen keine Freude. Er steht jetzt auf. Ein Riesenlackl. Er wollte gar kein Ende nehmen.

„Warum denn nit auerlass'n!" schreit er wild den Sandwirt an, und greift nach seinem Morgenstern; einzentnerschwer:

„Heart' auf mit der dummen Schießerei! I will a richtige Handarbet hab'n! Zwoa, drei sölle Bürschln derdruck i mit mein Aug'nluck! Himmlhargottsakrament!"

Und haut seinen Morgenstern an den nächsten Baum. Der dicke Stamm erzittert vom Grunde bis zum Gipfel.

Grigg, gragg! Piff, paff!

Kugeln singen auf und nieder. Unten fallen sie reihenweis' kopfunter, kopfüber; die andern trampeln darüber. Aber Bayer und Franzos – es sind ihrer zu viele. Die Not wird groß.

Der Pater Rotbart; der Feuerteufel mit Kreuz und Säbel; dem fliegt die Kutte im Kugelregen:

„Mander! Drau! Drau! In Gott'snam' und unser liab'n Frau, seid nit verzagt! Berg und Wald ischt unser Verlaß!"

Ruft einer hinter der Wehr heraus:

„Wenn nur epper der Pater uns den Wald nit anzündet mit sein brennroat'n Bart! Selm hätt'n mer koa Deckung meahr!"

Da lachten sie alle im Kreise kräftig mit. Ein Spaß kommt dem Bauer zu Lebens- und Sterbenszeit immer gelegen.

„Os zwoa Adler da vorn im Nest . . . hörts nit die Speibteufl brüll'n?"

Die beiden Adler im Erdloch rühren kein Ohr. Gletscherkalt knien sie in der kugelumwetterten Grube; die Büchsen im Anschlag; die Finger am Drücker; Sehne und Nerv zum Reißen gespannt. So äugen sie unverwandt mit wunderbar hellklaren Augen ins Tal. Der Rauch verzieht sich um die Kanonen.

Sagt der Altadler halblaut:

„Jetz'!"

Bum! Bum!

Drunten liegen wieder zwei neben den Rädern. Es liegt schon ein ganz nettes Häuflein beisammen. Vater und Sohn laden die Stutzen. Dann passen sie wieder im Anschlag. Ein „handbreit Kopf" von einem Kanonier ist Scheibe genug.

Ganz ungedeckt auf freier Blöße steht der Schlupfenjörg; der mit dem hohen Gupfhut. Aus dem offenen Hemde guckt ihm ein Herz-Jesu-Skapulier an rotem Bande. Er wirft den Ladstock grimmig in den Lauf; er fliegt

immer wieder von selbst aus dem Rohr. Eine Kugel reißt ihm den Hut vom Kopf.

„Oha, Manndl! Dös bin nit i! Ischt lei mei Huet!“ Und setzt ihn wieder auf.

„Jörg! Deck' di!“ ruft man ihm allwärts zu.

Der Jörg klatscht mit der flachen Hand, so breit sie ist, auf das rote Skapulier:

„Da! I bin guet deckt!“ Und schießt mit heiligem Zorn ins Tal; jeden Schuß mit freundlichen Reden begleitend:

„So Manndl! Da liegst! Jetzt steah' auf und raub die Kirch'n aus! - Hat schon wieder oan! Manndl! Liegst guet? Mechst dir nit no amal mit'n heilig'n Öl die Stiefl schmier'n?“

Eine Kugel fuhr durchs Skapulier und ließ den Jörg zur Ader. Er plumpste hin. Jörg! liegst guet?

„Wia kimmt jetz' dös?“

Gib dich, Jörg, und frag' nicht viel! Es kommt, wie's kommt!

Der Jungadler mit dem Goldflaumhaar, „der heicklige“ Schütz, legt wieder an:

„Den mag i! Der hat schön auf!“ Er meint einen wallenden Federbusch.

„Was? Den G'schwollenen, der auf'n Schimm'l hockt?“ ruft der Nebenmann her-

über. „So weit tragt dei Büchs'n nit! Den fahlst!"

Der Jungadler rührt kein Viertelohr nach dem dummen Schwätzer. Fährt mit dem Büchsenlauf sorgsam dem springenden Schimmel nach.

„Fahlst'n um a Halbe Wein?"

„Gilt!"

Bum.

„G'rad ums Abschleck'n a bißl z'weit rechts unt'n han i abdruckt! In der Gurg'l hat ern steck'n!"

Der Nebenmann hat eine Weile scharf zugesehen. Dann brummt er halb bewundernd, halb verdrossen:

„Richtig hat er ihn aberputzt! Sie trag'n ihn schon durchein! Ischt der Wein a no hin! Verfluechte Adlerbüchs'n!"

Grigg, gragg! Piff, paff! Kugeln singen.
Bauern, gebt Blut! Der Boden ist durstig!
Geduld! Geduld! Heut' rinnt's noch rot.
Der Feind läuft stierwütig den Iselberg an.

„Wier wern enk schon göb'n! Lieber österreichisch sterb'n, als boarisch lö'bn!"

„Dummer Teufl! Wer wert denn heut vom Sterb'n röd'n!" lacht der Jungadler mit dem

Goldflaumhaar. „Dös spar'n mer uns auf z'allerlötzt!"

Dem Adlerbua in der Grube vorn wird plötzlich der eiserne Arm schlaff:

„Wia, Vat'r! Laß mi a bißl außer aus dem Loch! Mier werd soviel eng!"

Und krallt mit den Fingern in der Brust herum.

Jungadler! Kratzt dich was?

Schon quillt's ihm heißrot unter dem Hemd hervor.

„Vat'r! J brauch' nix meahr!"

„Werd öpper nit sein!" Der Altadler hat nicht Zeit, sich umzuschauen; drunten verzieht sich der Rauch; ein handbreit Kopf von einem Kanonier.

Bum!

Der dreht keine Lunte mehr. Liegt schon bei den andern.

Schaut sich der Alte um. Liegt der Jungadler langlängs auf dem Boden und macht den letzten Schnapper.

Da zuckt des Altadlers steinhartes Gesicht.

Die Not ist groß. Bayr und Franzos – es sind ihrer zu viele. Der Sandwirt geht um:

„Mander! Es geht um Glaub'n und Kaiser! Um Land und Leut'!"

„Wöhrts enk! Sie schür'n schon die Häuser an!"

Die „Speibtenfl" brüllen.

„Mier still'n sie!"

Der Altadler kniet wieder in der Grube. Gletscherkalt; den Stutzen im Anschlag; den Finger am Drücker; so äugt er mit wunderbar hellklaren Augen ins Tal.

„A Platz ischt frei für den best'n Schütz!"

Der goldflaumhaarige Jungadler tritt vor:

„Der beste Schütz? Da bin i! Wo ischt der Platz?"

„Da vorn in der Grueb'n!"

„Da ischt ja mei Vat'r und Brueder drein! Und meahr als zwoa hab'n nit Platz!" Dann besinnt er sich; die Stimme wird klein:

„Ah! So ischt die Sach'! Jetz versteah' i wol!"

Und geht vor in die Grube, der laubfrische Bursch.

Schaut ihn der Vater von der Seite an, als wollte er fragen:

„Ischt außer dier koaner meahr da?"

Aber wer hat von allen so ein Adleraug' und so eine weittragende Büchse?

Er rückt ein wenig zur Seite; macht dem Jungadler neben sich Platz:

„Einer da!"

Als der den Bruder tot liegen sah, da schnitt ihn der Schmerz wie Messerschnitt. Dann stieg der goldhaarige Jungadlerbua mit festem Schritt über den Bruder hinweg; unverzagt in die Grube.

Die Not ist groß. Bayr und Franzos laufen Sturm.

„Perr ... Es liegen die Toten haufenweis kopfunter, kopfüber ..."

„Vorwärts! Darüber! Mit Stiefel und Sporn!"

„Perr ... Es geht sich so glitschig über Tote hin ..."

„Drüber! Darüber in wildem Lauf! Sind wir erst oben, dann wird füsiliert! Kein Bauer pardoniert!"

Es wirft die Bauern büschelweis aus Wehr und Verhau. Der Boden sauft Blut; kriegt nimmer genug.

Der Sandwirt geht um:

„Mander! Wöhrts enk! Es ischt für Glaub'n und Kaiser! Für Land und Leut'!"

Kugeln singen. Grigg, gragg! Piff, paff!

„Spart's Pulver und Blei! Bueb'n suecht's Kugeln!"

Bueb'n? Es waren einmal drei! Ist nur einer mehr da. Der jüngste weizblonde Jungadlerbua lauft lebfrisch, windfüßig im Schußfeld um; der Kugelspur nach, wie der Jagdhund dem Trieb. Die andern zwei blieben; ruh'n tot im Walde.

Klopft ein Küglein im Erdloch beim goldflaumhaarigen Jungadlerbua an.

Herein!

Es schnellt der junge Riese wohl ein ellenhoch auf; dann wirft es ihn an dem Altadler vorbei aus der kugelumhagelten Grube. Kommt neben dem Bruder zu liegen.

Da liegen zwei triebjunge Tannen zur Unzeit geschlagen.

Der Altadler beugt sich aus der Grube vor:

„Bua! Fahlts dir grob?"

Der Bua macht zwei totbange Augen:

„Vat'r! Sei froh . . . daß du . . . lebendig bischt! Sterb'n . . . ischt . . . nit guet . . ."

Legt sich zur Seite; dreht sich noch einmal um:

„... und göbt's ... der Unteregger Marei bekannt ... daß i ... sie ... gern hab'! Han mi's ... ihr ... nie ... z'sag'n ... traut ..."

Goldflaumhaariger Jungadlerbua! Sterb'n ischt nit guet!

Der Boden sauft mit schmatzendem Maul gierig das rotwarme Blut. Da wird der rote Heidrich gut geraten.

Es packt den Altadler eine grausige Angst.

„Mei Jüngster! Wo ischt er?"

Springt aus der Grube; schreit tierwild auf:

„Seppele! Mei Büebele! Mei oanzig's! Wo bischt?"

Oben auf der Halde, wo die Kugeln schlagen, daß der Boden stiebt, steht das Adlerjunge. Die letzte Brut! Sucht Blei. Weithin leuchtet sein weizblonder Kopf.

„Vat'r! Was ischt?"

„Deck' di! Duck' di! Mei oanzig's Büebele! Glei bin i bei dier! J füehr di hoam! Hinter sieb'n Schlösser spörr' i di' ein, daß dier ja ganz g'wiß nix g'schiecht!"

Packt seinen Stutzen und Kugelbeutel; macht sich ans Geh'n.

Der Sandwirt geht um:

„Mander! Wöhrt's enk! Es geaht um Glaub'n und Kaiser! Um Land und Leut'!"

Die Bauernschaft murrt:

„Der Altadler geaht! Da geh' i a!"

„Da bleib' i a nit meahr! Han Weib und Kind derhoam!"

„Und i an alte Muetter!"

„Moants, i bleib' da als Büx'nfuetter?"

„Steigts mier aff'n Buggl! Pfüat Gott mitnand!"

Einer um den andern schleicht aus dem Verhau.

Kommt der Sandwirt auf den Altadler zu; bittet ihn ehrlich und treu:

„Adler! Liepster Schützenprueder! Sei so guet und tu mier grad' jetz Land und Leut' in der Noat nit verlass'n! Du und dei Büebl!"

Da schauen alle den Altadler an; schauen, was er tut.

Der Altadler steht eine Weile da; würgt und würgt. Sieht im Tal die Häuser brennen. Der Franzos blast Sturm. Sie rennen stierwütig den Iselberg an. Die Bauernschaft steht verzagt – – –

Da schluckte der steinstarke Adlerheld den gewaltigen Brocken hinunter.

Geht langsamen Tritts in das Treffen vor; steigt wieder in die kugelumwetterte Grube.

Da fährt in die Bauernschaft schneidfroher Mut:

„Der Altadler bleibt! Jetz tuan mer uns wöhrn!"

„Mier göb'n uns nit!"

„Enk reiß'n mer mit die Zähnd 's Fleisch pfundweis' aus'n Leib!"

„Boarsack und Franzos'nhund! Uns kriegt's nit unter!"

Kugeln singen aus Wehr und Verhau. Im Tale purzeln sie reihenweis kopfunter, kopfüber.

„Nieder dermit! Heut' ischt guet Wötter zum Rogg'nschnitt!"

Der Boden sauft Blut; je länger, je lieber; kriegt nimmer genug!

„Jüngstadlerbua! Suech Kugeln!"

Schreit die weizblonde Brut hellstimmig-erbost von der Halde herunter:

„Os Narr'n! Was moants denn ös? In der Luft kann i sie nit auffach'n! I mueß sie decht z'erst niederfall'n lass'n!"

Und wischt sich die Augen. Denn rings um ihn schlagen die Kugeln, daß die Erde spritzt.

Die „Speibteufl" brüllen!

„Mier still'n sie!"

Der Altadler kniet in der Grube. Gletscherkalt, den Stutzen im Anschlag; Sehne und Nerv zum Reißen gespannt. So äugt er mit wunderbar hellklaren Augen ins Tal:

„A handbroat Kopf von an Kanonier! Meahr brauch i nit!"

◆

Als der Vater starb

◆



Als der Vater starb.

◆

Gestern bin seit langem wieder an Vaters Grab gewesen. Es lebt von ihm kein Stäubchen mehr. Aber die Erinnerung ist noch frischlebendig.

Als der Vater starb, war ich noch klein, beinahe der Kleinste von fünf Geschwistern; aber ich besinne mich gut; draußen war es schön; es blühte und grünte und die Sonne schien. Dicht vor unseren Fenstern stand ein alter, ruppiger Apfelbaum; der streifte mit den Ästen die Mauer; ein blühender Zweig reckte sich gar wie ein langer, schneeweißer Gänsekragen neugierig zum Fenster herein; wollte man das Fenster schließen, so mußte man erst den Zweig beiseite schieben.

In der Stube lag der Vater tot.

Die Stube hatte blaßgrüne Tapeten, das weiß ich noch gut. In der rechten Ecke, wo der Ofen stand, war die Tapete ein Stück weit

losgelöst. Der Tapezierer hätte schon vor drei Wochen kommen sollen, aber er kam nie. Was hatten nicht Vater und Mutter über die faulen Hantierer gewettert! Und nun war es so auch recht. Niemand ärgerte sich mehr über die losgelöste blaßgrüne Tapete.

Über Vaters Schreibtisch hing an der Wand eine große kreisrunde Scheibe mit einem einzigen Schusse mitten im Zentrum. Das hieß man einen Jungfernschuß.

Ja, Vater war weit und breit der beste Schütze und Jäger gewesen und hatte tagaus tagein in der dumpfen Schulstube sitzen müssen, denn er war ein Schullehrer.

Wir hatten auch einen alten, alten, verschnörkelten Pianoforte-Flügel im Zimmer stehen; ein Monstrum von einem Klavier. Mir kleinem Knirps wenigstens schien es nach Länge und Breite hin kein Ende zu nehmen. Auf dem Flügel hatte der Vater oft des Abends gespielt und wir pflegten vor der Tür zu lauschen. Denn während er spielte, durfte niemand ins Zimmer.

Wenn wir draußen zu laut wurden – und das traf jedesmal zu – brach drinnen das Spiel plötzlich mitten im schönsten Takte ab und wurde

heftig ein Sessel gerückt. Da war es für uns jedesmal höchste Zeit, zu verschwinden. Aus weiter Ferne, in sicherer Deckung, hörten wir dann mit wohligem Gruseln den Vater in den dämmerigen Hausflur hinausschelten.

Und nun war der riesige, hellbraun polierte Flügel schwarz ausgeschlagen. Darauf lag der Vater aufgebahrt. Mutter und Geschwister weinten im Nebenzimmer.

Ich hatte mich zum Vater hineingeschlichen. Es war in dem Raume recht still und friedlich. Nur eine große Fliege summte um die brennenden Wachskerzen herum und machte einen heillosen Lärm.

Ich Dreikäsehoch reckte mich in die Höhe, so gut es ging. Kaum, daß ich mit Mühe Vaters Fußspitzen erreichte. Und kneipte ihn beherzt in die große Zehe – ganz gehörig. Noch rührt er sich nicht, aber gewiß spürt er es schon; er verbeißt nur den Schmerz.

Warte nur, Vater! Ich weck' dich doch auf!

Und kneipte immer fester und noch fester – er verzieht noch immer keine Miene, er verbeißt es. Ich fühle, wie sich meine Nägel durch den dünnen Strumpf in seine Zehe bohren – er sieht immer gleich ruhig und friedlich drein;

das eine Auge blinzelt beinahe schelmisch unter dem halboffenen Lide hervor.

Da wurde mir plötzlich der ganze Vater über alle Maßen unheimlich; entsetzt floh ich aus dem Zimmer zu Mutter und Geschwistern; warf mich in Mutters Schoß und schluchzte laut auf:

„Gelt, Mutter! Jetzt sein wir wieder ledig!"

Was weiß ich, wo der kleine Fratz den Brocken aufgeschnappt hatte, den er jetzt so zur Unzeit von sich gab. Aber die Mutter mußte doch bei allem Elend einen Augenblick lächeln. Darauf bildete ich mir nicht wenig ein; in späteren Jahren, wo ich leichtsinniger Mensch der Mutter manche Träne erpreßte, sagte ich mirs oft zum Troste vor:

„Hast doch die Mutter einmal mitten im knietiefen Kummer auf einen Augenblick lächeln gemacht!"

Als der Vater begraben wurde, das war ein großer Tag. Es kamen viele Leute ins Haus, und alle waren mit uns lieb und freundlich. Viele sagten:

„Arme Kinder!"

Aber mir kam es damals so schlimm nicht vor. Alle sagten, wie schade es um den Vater

sei, und er wäre ein richtiger Kernmensch gewesen.

War das ein Haufen Menschen hinter Vaters Leiche her: die Schulkinder mit einem schwarzen Fähnlein, dann eine ganze Schar Klosterfrauen, dann die Lehrer aus allen Nachbargemeinden, gewiß ein Dutzend, wenn nicht mehr; und dann ein Trupp Scheibenschützen in Lodenjoppen mit grünen Aufschlägen. Die waren von weit und breit herbeigekommen, manche gar über den Brenner herüber; denn die Schützen sind gar getreue Brüder. Und die Musik spielte. Ich besinne mich gut, der „Bombardon" brummte so drollig. Schön war es, schön! Ich dachte mir immer hinter dem Sarge her:

„Ach! Warum hat nur der Vater das nicht erleben können!"

Auf dem Sarge lag Vaters Scheibenstutzen und der Schützenhut mit dem Gemsbart. Der blanke Büchsenlauf funkelte in der Sonne, und vom Gemsbart ließ ich kein Auge. Ich sehe ihn noch heute lustig im Morgenwinde „wacheln" und die schönsten Rädlein schlagen.

Das weiß ich auch noch gut, wie der Sarg mit zwei dicken Stricken in das Grab hinab-

gefeilt würde. Drei Männer mit Schaufeln standen schon bereit. Hatten die es eilig, den Vater einzuschaufeln! Als hätten sie gefürchtet, er könnte ihnen noch einmal entwischen. So oft eine schwere Erdscholle oder Stein und Bein polternd auf den Holzsarg kollerte, weinte die Mutter laut auf.

Nach dem „Totenamt" kam der Meßner auf die Mutter zu und bedeutete ihr im Auftrage Seiner Hochwürden des Herrn Dekans (Dechant), mit uns Kindern in den Pfarrhof zu kommen.

Das weiß ich auch noch, als wäre es heute, wie wir alle in einer Reihe vor dem hochwürdigen Herrn Dekan standen. Er saß eben beim Frühstück. Der Tisch war mit blühweißem Linnen gedeckt. Darauf stand schönes, bauchiges, dunkelblau geblumtes Kaffeegeschirr; und viel, viel Weißbrot. Die gelbe Butterflade, die sich auf dem sattblauen Teller gar so absonderlich einladend ausnahm, werde ich auch nie vergessen; für solche Dinge habe ich kleiner Bub ein Auge gehabt!

Der Herr Dekan war ein stattlicher, wohlhäbiger Mann mit einem immer freundlichen Gesicht. Er schob im Aufstehen den breiten,

ledergepolsterten Sessel ein wenig hinter sich und hieß uns alle herzlich willkommen. Die Mutter küßte ihm als erste die Hand, dann drückten wir Kinder unsere nicht ganz trockenen Näschen auf seinen Handrücken. Aber er ließ sich's ruhig gefallen und hatte für jedes ein freundliches Wort. Dann sagte er zur Mutter:

„Harte Zeiten ... was, Mutterl! Freilich ja! Wen Gott lieb hat, den sucht er heim!"

Darauf sagte die Mutter:

„Dann muß er mich aber schon recht, recht lieb haben!"

Und es schlug ihr die Stimme um, da ihre Augen uns Kinder streiften, die wir zu fünft dastanden wie Orgelpfeifen und keinen Ernährer und Vater mehr hatten.

Darauf sagte der Dekan:

„Mutterl! Nit verzagt sein! Ihr Seliger ist durch dreiundzwanzig Jahre Lehrer gewesen ... und immerfort rechtschaffen ... ein Tiroler-Kernmensch durch und durch! Das vergißt ihm die Gemeinde nit: Sechzig Gulden Witwen-Pension hat die Gemeinde für das Mutterl ausgesetzt – Jahr für Jahr; solang' das Mutterl lebt; und wir hoffen, noch recht lang'!"

Und der Herr Dekan setzte nun der Mutter des weiteren auseinander, wie sich die Gemeinde auch bereits den Plan unserer weiteren Versorgung bis in die kleinsten Einzelheiten zurechtgelegt hätte. Vor allem galt es, der armen Lehrerswitwe die drückende Kinderlast abzunehmen.

„Kinder sind ein' schwere Last; hab' ich nit recht, Mutterle?"

Wir sollten von der Mutter; das eine dahin, das andere dorthin, zu fremden Leuten. Ich sollte an einen Bauer auf dem Nördersberg abgegeben werden; das weiß ich noch gut.

„Ein guter, christlicher Bauer," fügte der Dekan hinzu.

Weiß Gott, wir Kinder hatten uns oft gezankt und waren manchmal aufeinander gewesen, wie Hund und Katze; nun aber, da wir auseinander sollten, tasteten wir alle wie auf Kommando hastig nach des nächsten Hand oder Arm oder Rockfalte, und schlossen uns zitternd zusammen. Und unser zehn Augen hingen, weiß Gott, in großer Herzangst an der Mutter.

Ich weiß noch gut, die Mutter schwieg ein Weilchen, aber in ihrem feinen, blassen Ge-

sichte zuckte es und bebte es. Dann schüttelte sie – lange bevor sie noch ein Wörtlein herausbrachte – langsam den Kopf; endlich sagte sie – und eine Blutwelle schoß ihr in die Wangen:

„Hochwürden! Ich dank' der Gemeinde! Aber ich laß' keines weg! Gelt, Kinder! Wir bleiben beieinander! Ich will's schon so auch fertig bringen! Es muß geh'n!"

O, wie hell und wohl und warm wurde da uns Kindern. Ein heißer Hauch von Mutterliebe wehte uns alle an. So dankbar enge haben wir uns auch nie mehr aneinandergedrückt, als damals in Herrn Dekans Frühstückzimmer.

Die Mutter küßte dem Herrn Dekan zum Abschied die Hand; dann drückten wieder wir der Reihe nach unsere feuchten Nasenspitzchen auf seinen weichen Handrücken. Dann gingen wir.

Und wißt ihr, was das Schönste ist?

Sie hat es fertig gebracht!

Denkt euch nur, sie hat es wirklich fertig gebracht – die Mutter!





Der Ehrenposten

◆



Der Ehrenposten.

Eines Tages in der Zeit, da wir Knirpse noch auf der Schulbank unsere ersten Hosen abwetzten, ging plötzlich die Tür des Schulzimmers weit auf:

Herein traten feierlich-klobig der Gemeindevorsteher mit seinen Räten; dem Metzger, dem Gerber und dem Hufschmied. Sie waren alle im Festtagsgewand und teilten dem verdutzten Schulmeister den Grund ihres Kommens mit.

„Warum wir da sein, Schulmeister? Das wirst gleich erfahr'n!"

Die Gemeinde hätte sich endlich nach langem Prozessieren mit dem Nachbardorf über die Gemeindewaldgrenze gütlich geeinigt und so wolle man denn heute in gegenseitigem Einvernehmen feierlich die Setzung des Grenzsteines vornehmen. Und da sei es seit urdenklichen Zeiten immer der Brauch gewesen, zu dieser Zeremonie auch je einen Schulknaben aus den strittigen Gemeinden als Zeugen beizuziehen.

„Von wegen dessen,“ nahm nun der Hufschmied das Wort, „auf daß der Bub nachher in viel'n und viel'n Jahren, wenn von uns heutigen Gemeindemandern längst kein Huf oder Knochen mehr übrig ist, e r unter unseren Kindskindern noch als lebendiger Zeug' umgeht, und eben dessen, wenn einmal der Markstein verschwinden sollt, daß er sagen kann: Da, auf d e m Fleck, haben unsere Vatersvatern den Markstein g'setzt und da muß er wieder her . . ., so wahr mir Gott helf, bin als Schulbub selber dabei g'wesen!“

Natürlich pflegt man für einen solchen Ehrenposten stets einen besonders gesunden, strammen Jungen auszuwählen, der nach menschlichem Ermessen Aussicht hat, möglichst lange als lebendige Marksteinchronik unter den „Kindskindern“ umzugehen.

Nach solch einem Jungen hielten nun die Gemeindeleute in der Klasse Umschau. Besonders der Metzger ließ seine scharfen, kälberkundigen Augen prüfend über die Reihen fliegen.

Der Schulmeister schob natürlich sofort den „Ersten“ der Klasse vor. Der war lang und dürr wie ein Halm.

Sagte der Metzger zum Vorsteher:

„Vorsteher! Brauchst du vielleicht ein' Spaziersteck'n? I brauch' kein!"

Schob den Primus verächtlich beiseite und ließ seine Augen weiter im Saale schweifen. In den hinteren Bänken schien ihn plötzlich etwas zu „verinteressiern".

Der Lehrer schob den Zweiten vor.

Der Metzger besah ihn mit halbem Auge, machte wohl auch einen prüfenden Griff, wie Metzger beim Einkauf zu tun pflegen, und winkte hochmütig ab. Sein Blick blieb immer eindringlicher da irgendwo in den hinteren Bankreihen haften.

Der Lehrer schob den Dritten, Vierten vor; der Reihe nach die Besten der Klasse. Aber der Metzger ließ nun schon kein Auge mehr von den hinteren Bänken. Plötzlich schob er den Schulmeister samt seinen guten Schülern beiseite, zwängte sich mühevoll bis zur letzten Reihe vor und hob mit sicherem Griffe, wie der Hirt ein Schaf aus der Herde, einen zappelnden Jungen aus der Eselsbank. Er hielt ihn einen Augenblick wie wägend in der Luft, und stellte ihn dann schmunzelnd, fürsorglich auf den Boden.

„Bübl, wie heißt?“ fragte er mit überquellender Zärtlichkeit.

„Bergerhansl!“

Der Bergerhansl war ein kleiner Knirps, aber ein großer Lump. Zu finden war er überall; in der Schule und Kirche ganz hinten, bei den Spitzbübereien ganz vorne. Er strotzte vor Gesundheit, wie die meisten Lumpen. Seine Backen waren rot und fleischig und auf seinem Kugelkopf wuchs ihm ein ganzes Stoppelfeld strohgelber Haare.

Der Metzger wandte sich an den Vorsteher und die Räte:

„Mander! Da haben wir, was wir suchen! Bei dem Stückl bleiben wir!“

Der Vorsteher und seine Räte besahen mit steigendem Wohlgefallen das „Stückl!“

„Eine gute Kreuzung“, nickte der Hufschmied.

„Und breit g'stellt und kurzstocket . . . und kugelkopfet . . . ja, bei dem bleiben wir! Der lebt noch hundert Jahr nach der Ewigkeit!“

Der Lehrer war wie vor den Kopf geschlagen:

„Was! Der Hansl? Der allerletzte in der Eselsbank; der größte Lump; mein Sargnagel . . . und der einen Ehrenpost'n?“

Aber niemand hörte auf den Schulmeister.

Der Vorsteher klopfte dem Hansl wohlwollend auf die Schulter. Die schwere Hand der Gemeinde ruhte schützend über dem Hansl.

„Bei dem bleiben wir! Und jetzt vorwärts! Der Schulmeister soll auch mit . . . Schrift und Urkund' aufsetzen!"

So stiegen wir alle zum Waldrand empor. Der Hansl wurde von den Bauern beinahe mit Ehrfurcht behandelt. Sie hatten ihn in die Mitte genommen und führten ihn stolz wie ein junges Preisstierlein. Und der Hansl, im Vollgefühle seiner Ehrenstellung, pustete und blies die Backen auf; stolzierte daher wie der Hahn auf dem Mist.

Wir andern machten lange Hälse und waren dem Hansl neidig. Wir mußten alle hinter dem größten Lumpen der Klasse gehen.

Der Lehrer schlich geknickt ganz hinterdrein und sagte in einem fort:

„Es gibt kein' Gerechtigkeit!"

Sowie nur einer von uns dem Hansl etwas zu nahe an die Hacken kam, riß ihn gleich der Vorsteher am Ärmel zurück:

„Bleibt's ein bissel zurück! Nit dem Bübl auf die Fersen treten!"

Droben waren sie alle schon versammelt, die „Großkopfeten“ vom Nachbardorf. An der Grenzstelle war ein tiefes Loch gegraben und daneben lag der granitene „Markstein“. Nun alles beisammen war, wurde der Grenzstein feierlich unter lautloser Stille eingeschaufelt. Dann hieß es:

„Hansl! Voran!“

Der Hansl sollte sich nun den Platz scharf ins Gedächtnis prägen. Mit den Händen auf dem Rücken stand er da, protzig, aufgedonnert, als hätte er auch schon seit Jahr und Tag Sitz und Stimme in der Gemeinde. Es gehörte gerade nicht viel Talent dazu, sich die Stelle zu merken. Genau drei Schritte nach links vom Markstein befand sich ein kleiner Tümpel, genannt die „Krotenlack'n“, und wieder genau sechs Schritte rechts vom Grenzstein stieg ein kleiner, bewaldeter Hügel auf, der „Guggenbüchel“.

„Hansl“, meinte der Metzger, nicht frei von Sorge: „Wirst dir wohl den Platz auch merken? Die Sach' kann einmal wichtig werden für unsere Kindskinder, wenn der Markstein einmal verwittern sollt'; oder wenn ihn vielleicht gar ung'segnete Händ' einmal heim-

lich ausgraben und versetzen sollten; man weiß ja nie, was für Leut' nach uns kommen! Wirst dir den Platz wohl merken?"

„Ha!" lachte der Hansl verächtlich. „Drei Schritt links von der Krotenlack'n und sechs Schritt rechts vom Guggenbüchel steht der Markstein! Das vergiß i mit achtzig Jahr noch nit!"

„Hansl", sagte der Vorsteher, „geh' ein dutzendmal die Stell' ab. Markstein – Krotenlack'n, Markstein – Guggenbüchel! Und zähl' die Schritt laut vor, auf daß es dir ja gewiß im Hirn bleibt! Die Sach' könnt' für unsere Nachfahren einmal wichtig werden!"

Der Hansl tat, wie ihm geheißen; zählte im Gehen mit heller Stimme:

„Eins ... zwei ... drei; drei Schritt von der Krotenlack'n! Zwei ... drei ... vier ... fünf ... sechs; sechs Schritt vom Guggenbüchel!" So ging es eine Weile fort. Die Bauern nickten befriedigt:

„Ja ... ja! Der merkt's!"

Da hörte der Hansl im Waldschlag eine Meise pfeifen:

„Uje, ein' Spiegelmeisel! Ziwui ... Ziwui ... Ziwui ..."

Er zählte wohl mechanisch weiter und maß die Schritte ab:

„Drei Schritt links von der Krotenlack'n – sechs Schritt rechts von Guggenbüchel!“

Aber mit dem Herzen war er bei der Spiegelmeise und nicht beim Markstein, wie das die Bauern im Interesse der „Kindskinder“ so sehnlich wünschten.

Der Metzger, der kein Auge vom Hansl ließ, merkte zuerst die Zerstreutheit. Seine Stirn begann sich zu umwölken.

„Teufelsbub! Er ist nit bei der Sach'!“

„Was tun wir?“ seufzte der Vorsteher. „Er ist nit bei der Sach'.“

Der Hufschmied ergriff das Wort:

„Von wegen dessen, weil i von mir selber weiß, daß so ein Bübl nie und nimmer den Platz vergißt, wo's einmal was Gutes zum Ess'n kriegt hat, und dem daß sogar ein Roß sich jahrlang Ort und Stell' vermerkt, wo man ihm ein Stückl Zucker 'geben hat, von wegen dessen hab' i zur Gedächtnusstärkung für den Marksteinzeug'n was Gutes mit'bracht!“

Der Hufschmied nestelte aus der Tasche ein mächtiges Trumm Gugelhupf hervor, und sagte zum Hansl:

„Bübl, iß!“

Zu uns sagte er:

„Gehts ein bissl z'ruck! Laßt das Bübl mit Ruh' essen!“

Der Hansl bleckte die Zähne; verzog vor Wonne den Mund bis an die Ohren:

„Das ist einmal ein Tag“, ha, ha! „Na! Das Platzel vergiß i nie mehr! Drei Schritt links von der Krotenlack'n und sechs Schritt rechts vom Guggenbüchel!“

Und aß und kaute und schluckte.

Der Vorsteher packte eine Flasche Wein aus der inwendigen Joppentasche und schenkte ein Glas voll ein:

„Zur Gedächtnusstärkung! Da, Bübl, trink'!“

Der Hansl schnalzte vor Lust:

„G'sunheit! Sollt's alle leb'n! Der Schulmeister auch daneb'n!“

Und soff das Glas auf einen Zug hinunter.

Der Metzger trat auf den Hansl zu und zog den Geldbeutel:

„Bübl! Eins, zwei, drei Schritt links von der Krotenlack'n ... gelt? Damit du's besser merkst – halt' die linke Hand auf!“

Und zählte dem freudestrahlenden Hansl

drei funkelnagelneue Zwanziger auf die Hand. Einen für jeden Schritt.

„Und sechs Schritt' rechts von Guggenbüchel", fuhr der Metzger fort. „Bübl! Halt die rechte Hand auf!"

Ob sie der Hansl aufhielt!

Der Metzger legte ihm, der Schrittzahl entsprechend, nacheinander sechs - Doppelkreuzer auf:

„Merkst d' dir's jetzt, Bübl?"

Jetzt, da sich die Sache erst rentiert hätte, kam der plötzlich mit dem Kupfer. Filziger Metzger!

„Hm . . . ja!" sagte der Hansl gereizt nebenhin und zuckte beleidigt die Achsel:

„Ich werd's schon vielleicht merken! B'sonders die drei Schritt links von der Krotenlack'n!"

Die Schäbigkeit des Metzgers wollte dem Hansl nicht aus dem Kopf. Neun Zwanziger könnte er in der Tasche haben!

Auf Geheiß des Vorstehers mußte er wieder memorierend den Platz abschreiten:

„Drei Zwanziger links von der Krotenlack'n - zwei Schritt rechts vom Guggenbüchel . . ."

„Wie viel Schritt, Hansl?" fuhr sorgenvoll der Metzger auf.

„Er merkt's nit," seufzte bekümmert der Hufschmied. Die Bauern steckten besorgt die Köpfe zusammen und berieten abseits in aller Heimlichkeit.

„Was tun? Er merkt's nit!"

Niemand wußte Rat.

Der Gerber hatte, so lange er im Rate der Gemeinde saß, noch keinen ganzen Satz gesprochen. Aber jetzt lief ihm die Galle über:

„Was tun?" grollte er. „Ich bin ein gemeiner Gerber, weiter nichts. Und wenn man beim Gerber daheim ein' jungen Hund hat, der's mit Gewalt nit merken will, daß die Stub'n kein Eckstein ist, nachher gibt ihm der Gerber kein' Gugelhupf und kein' Wein und kein' Zwanzger! Er führt ihn an die Stell, wo er was ang'stellt hat, und gerbt ihm tüchtig das Fell. Und gut ist's gewesen, und g'merkt hat sich's noch jeder junge Hund seiner Lebtag – wenn man auch nur ein g'meiner Gerber ist!"

Und zog sich grollend zurück, um jahrelang wieder zu schweigen.

Der Vorsteher erklärte:

„Mander! Der Gerber hat recht! Wir bleiben beim Gerber!“

Der Metzger, ein Mann der Tat, schnitt sich im nächsten Haselbusch unauffällig ein Stöckchen zurecht und verbarg es in seinem hohen Röhrenstiefel. Dann trat er auf den Hansl zu!

„Bübl, wie viel Schritt?“ fragte er kniffig-freundlich.

Je länger der Hansl nachdachte, um so mehr wurmte ihn die Schäbigkeit des Metzgers, der ihm die sechs Schritte rechts nur mittels Kupfer ins Gedächtnis löten wollte. Das wollte ihm der Hansl nur zu verstehen geben:

„Drei Schritt links von der Krotenlack'n, das vergiß ich in hundert Jahren nit! Aber da rechts“ - meinte er sehr gedehnt und rümpfte die Nase - „hm . . . da fehlt mir noch was!“

Und erhoffte sich nun die rückständigen Zwanziger.

Statt dessen packte ihn der Metzger derb an und führte ihn wie „einen jungen Hund, der etwas angestellt hat,“ schrittweise vom Markstein zur Krotenlack'n. Nach jedem Schritt blieb er stehen und zog dem ver-

blüfften Hansl mit dem Stöckchen eins über das Leder.

„Bübl! Merkst d' dir's?"

Der Hansl schrie, als stecke er am Spieß:

„Au weh, i merk's schon . . . i merk's in alle Ewigkeit! Drei Schritt links von der Krotenlack'n – sechs Schritt rechts vom Guggenbüchel" –

Aber die Sache dünkte nun einmal dem Metzger viel zu wichtig für Kind und Kindeskinder. Und so ging er ohne Besinnen mit dem Hansl auch den Passionsweg vom Markstein zum Guggenbüchel zurück und gab bei jedem Schritt mit vollen Händen; versicherte aber immerfort:

„Bübl! Mach' dir nichts draus! Es ist ja ein Ehrenpost'n. G'schieht nur weg'n der Gedächtnusstärkung!"

Der Hansl schrie:

„I bedank' mich für die Ehr'!"

Der Metzger fuhr aber fort, in Hansls Gehirn unlösbare Erinnerungsknoten zu schürzen.

Wir freuten uns über die Knoten alle sehr – der Schullehrer mit inbegriffen – und gönnten es dem Hansl von ganzem Herzen.

Der Metzger versorgte nicht eher wieder

die Gerte in seinem Stiefel, bis er fest überzeugt war, die Lage des Grenzsteines sei nun, wenn auch auf Umwegen, dem Hansl auf Lebzeiten in das Gedächtnis eingebleut.

Der Vorsteher und die Räte gingen nun zufrieden heim und sahen frohen Blicks in die Zukunft:

„Jetz' wird der Hansl wohl mit Gottes Hilf', wenn's einmal not tun sollt', für die Nachfahren ein brauchbarer, verläßlicher Marksteinzeuge sein!"

Die Mütter



Die Mütter.

Die Törlerin in der Unterstraß' – die meisten Dörfer im Oberinntal scheiden sich in Ober- und Unterstraß – tut recht und schlecht ihre Arbeit, wie die andern im Dorfe; kehrt, scheuert, jätet Feld und Garten, was halt der Tag so bringt. Nur wenn die Schule aus ist, und die Buben wie eine wilde Horde durch die Unterstraß' tollen, reißt sie der Schluchzen.

Ihr einziges Bübel, der Seppele, wäre nächstes Jahr auch mit unter den tollenden Schulbuben gewesen; aber er ist vor einer Woche im Inn ertrunken; beim ersten Wehrsporn, keine dreißig Schritte unterhalb der neuen, eisernen Telfserbrücke. Herausgefischt haben sie ihn erst bei Flaurling, da wo der „Kanzbach" einmündet.

Also braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Törlerin Abends, nach getaner Arbeit mit einem richtigen Kummerbuckel vor der Haustür sitzt und auf keinen Gruß oder

Anruf hört. Nur dann und wann tastet sie mit den harten Arbeitsfingern wie von ungefähr nach der schwarzen Katze auf der Hausbank; streichelt ihr mitleidig über das Fell und murmelt:

„Armes Viech; hast auch deine Jungen verlor'n!“

Die schwarze Muinz ist schuld an Seppeles Tod. Hätte sie keine Jungen gekriegt, dann tollte das Törlerbübl nächsten Winter mitten in der lustigen Schulbubenhorde durch die Unterstraß.

Ist es zu glauben, daß die Törlerin jetzt das Unglückstier noch mitleidig streichelt?

Aber die Dinge haben ihre Zusammenhänge; laßt mich nur erzählen:

Die alte Katz' hat Junge g'habt –
Siebne, achte, neune.
Das letzte hat kein Schwänzle g'habt –
Sieht man hinten eini.

Nun, so fruchtbar, wie in diesem alten Tirolergesätzlein ist die Gegend in der Unterstraß' gerade nicht. Die Törler-Muinz hatte nur fünf Junge; vier schwarzweiße und ein

Tigerkätzlein. Neun hätten in dem alten Filzhut unter dem Dache auch nicht Platz gehabt. Aber dafür hatte jedes, auch das letzte, sein Schwänzlein mitbekommen; und warme, glatte Pelzchen, und seidene Pfötchen, und kugelrunde Köpflein und blinzelnde Auglein, und rosige Mäulchen. Kleinwinzige Schnurrbärtchen hatten sie auch schon. Der sechzehnjährige Schmiedjunge vom Nachbarhaus, der immerfort an der Lippe zupfte und strich, wäre froh gewesen, hätte er so ein Katzenbärtchen unter der Nase gehabt.

So lebte die Katzenmutter unter dem Dache ihren Mutterfreuden. Kein eifersüchtiger schwarzer Katervater störte den tiefen Frieden; niemand fragte, wie „man" etwa da mitten unter den vier schwarzweißen sei zu dem Tigerlein gekommen.

Die Alte leckte die Jungen; fegte sie, und pflegte sie mit Liebe; schleckte ihnen die Börstlein; putzte ihnen die Auglein rein; nahm bald das eine, bald das andere zwischen die Zähne und trug sie abwechselnd herum, damit sie auch trocken würden und nicht zu lange auf demselben Fleck in der Nässe liegen mußten. Denn da wird man wund.

Seit dem die kleinen „Muinzeln“ da waren, wollte das kleine Törlerbübl von dem großen, hölzernen „Hutschpferd“ nichts mehr wissen. Nur mit den warmen lebendigen „Muinzerln“ wollte er spielen. Vor dem Essen, nach dem Essen . . . früh und spät . . . immer saß er im Unterdach neben dem alten Filzhut und balgte sich mit der Katzenbrut.

Die alte Muinz sah vergnüglich schnurrend dem Spiel der Jungen zu. Wenn es die kleinen Plagegeister – der Knabe nicht ausgenommen – gerade durchaus haben wollten, spielte sie ihnen zum Gaudium auch noch den Hanswurst vor. Warf sich auf den Rücken, purzelte, strampelte, wälzte sich nach rechts und links; streckte sogar – bar jeglicher Mutterwürde – die Beine kerzengerade in die Höhe.

Wollte aber eines der Jungen, diese Hanswurststellung der Mutter ausnützen und eiligst durchbrennen, da hatte der Spaß ein Ende:

Frau Muinz war mit einem Satz auf den Füßen, haschte den Ausreißer mit den Zähnen und trug ihn ins Nest zurück. Wenn sie auch den Hanswurst spielte, die Augen ließ sie darum keinen Augenblick von den Jungen. Mochte

sie sich wälzen oder strecken oder zu einer Kugel zusammenrollen – ihre Augen zählten in den drolligsten Körperlagen: zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . .

Da kam einmal die Törlerin den Boden heraufgestiegen. Gebückt schlich sie unter den Dachsparren zum Neste hin.

„Muetter . . . setz' di zu uns! Darfst mitspielen" sagte das Bübl.

Die Mutter sah aber gar nicht aus, als ob sie spielen wollte.

„Die Alte mag bleiben," murmelte sie vor sich hin. „Ist eine gute Mauserin immer g'wesen! Aber die junge Brut muß fort . . . in's Wasser!"

Das Büblein wollte es für einen Spaß nehmen. Aber die Mutter machte so ernste Augen und sah gar nicht drein, als ob sie spaßen wollte.

Sie trug vorerst die Alte von den Jungen weg und sperrte sie in die Dachkammer nebenan. Dann nahm sie einen leeren braunen Salzsack hervor, den sie bisher unter der Schürze versteckt gehalten hatte. Griff mit harten Fingern die Jungen und stopfte sie in den Sack hinein.

„Zwei, ... drei ... vier ... fünf!"

Da mußte der Seppele weinen:

„Na ... Muetter! Die Muinzeln, die laß' i nit weck ..."

Aber die Mutter wollte es; und so ein dreikäsehohes Bübel hat nichts zu reden.

Sie band den Sack fest zu und ging damit fort zum reißenden Inn.

„Beim ersten Sporn unter der eisernen Brück'n wirf' i sie!"

Neben ihr her trippelte weinend der Junge:

„Muetter, na! I laß' sie nit weck, ... die Muinzelen! Mit was soll ich nachher spielen?"

„Womit du früher g'spielt hast! Spiel' du mit dein' Hutschepferdl!"

„I mag nit, Muetter! Nie mehr mag i Hutschepferdl spielen!"

Die Törlerin hörte nicht auf das Bübl; ging immerzu weiter, zum reißenden Inn.

Neben ihr her trippelte der Junge; betastete immer und immer wieder mit den kleinen Fingern den Sack. Wenn er durch das grobe Gewebe hindurch gar so deutlich die vielen weichen Pfötchen, Schweiflein und rundlichen Köpflein fühlte, schluchzte er laut auf.

„Bist halt ein dummes Seppele," sagte

die Mutter. „Hast nie g'hört . . . junge Katzen dersäuft man!"

Die Katzenmutter saß daheim auf der Dachlucke und schrie; geradeso, als hätte man ihr die Jungen genommen. Lange maß sie mit entsetzten Augen die Tiefe, dann wagte sie den Sprung vom Hausdach auf das Scheunendach; von da über Brettergerümpel und Sparrenwerk auf den Boden; und eilte in langen Sätzen ihren Jungen nach. War sie auch nur eine Katzenmutter, eine Mutter war sie doch.

Aber die Törlerin stand schon auf dem Wehrsporn und warf soeben den Sack in den reißenden Inn.

Der Seppele weinte, daß ihn der Bock stieß; Näschen, Augen und Wangen – war alles eine Nässe.

„Dummer Bub! Hast nie g'hört, junge Katzen dersäuft man!"

Die Katzenmutter lief am Ufer auf und ab und miaute kläglich; gerade so, als hätte man ihre Jungen ins Wasser geworfen. Ihr Geraunze ging dem Knaben noch mehr an's Herz. Die Muinz war immer so gut mit ihm gewesen, als wäre er ihr Sechstes; hatte ihm

vorgeschnurrt und mit ihm gespielt, so gut wie mit den anderen Fünfen.

Dort trieb der Sack noch ganz nahe dem Ufer. Der Junge wollte ihn haschen, denn er liebte die Kätzlein mehr als sein Leben. Lief eilends den Sporn hinab. Den Sack erhaschte er nicht, aber ihn hatte das Wasser.

Schrie da die Mutter:

„Seppele, gehst her da? Auf der Stell'!"

Aber der Inn hatte ihn schon, den Seppele; und ließ ihn nicht mehr aus. Spülte ihn neben dem Sack in die Strömung.

„Seppele! Leut', helft! Mein Seppele! Gott im Himmel, hilf du ..."

Aber so schnell waren Leute nicht zur Stelle; und Gott wollte heute nicht.

Es riß und kreiselte sie pfeilschnell im Wirbel herum ... alle Sechse. Die Fünf im Sack konnten sich nicht rühren; aber das Sechste trieb frei. Reckte ein paarmal die Arme aus dem Wasser und rief im Wassertriebe:

„Muetter o ... Muetter o ..."

Die anderen Fünfe konnten nicht schreien. Nur der Salzsack bauchte sich aus und sank wieder ein, je nachdem sich die fünf „Muinzeln" in Todesangst streckten oder krümmten.

Die beiden Mütter liefen verzweifelt am Ufer auf und nieder.

Die eine schrie:

„Seppele . . . mein Bübl . . .“

Die andere machte nur:

„Miau . . . miau . . miau . . .“

Wahrscheinlich meinte sie damit auch ihre fünf kleinen Jungen.

Bis Leute kamen, sah man von den Sechsen weit und breit nichts mehr. Trieben schon gegen Flaurling hinab . . .

Seitdem sitzt die Törlerin Abends nach getaner Arbeit auf der Bank vor der Haustür; neben ihr verschnurrt die Muinz ihren Katzenkummer. Die Törlerin hört auf keinen Gruß oder Anruf. Streichelt nur dann und wann der alten Muinz mitleidig über das Fell:

„Armes Viech; hast auch deine Jungen verlor'n!“



Meine erste Begegnung mit dem Dichter Adolf Pichler





Meine erste Begegnung mit dem Dichter Adolf Pichler.

◆

Zu jener Zeit war ich noch ein ein-semestriger Student der Medizin; wer mir damals gesagt hätte, ich würde selbst einmal die „Schreiberei" betreiben, dem hätte ich ins Gesicht gelacht.

Adolf Pichler war noch Ende der achtziger Jahre Professor der Geologie an der Universität zu Innsbruck und las für uns Mediziner das Kollegium aus Mineralogie. Inskribiert hatte ich die Vorlesung wohl; besucht niemals. Denn was das anlangte, nahm ich es als junger Mensch mit jedem auf. Dann und wann war ich ihm auf der Maria Theresien-Straße begegnet: Ein Riese aus grauer Vorzeit, durch bösen Zauber gebannt nnd verurteilt, weiter unter uns Menschlein zu wandeln, so schritt er zyklopisch ungefüge über die Straße. Er ging stets etwas vornübergebeugt, „getaucht", wie wir sagen. Aber nicht etwa gebeugt von

der Last der Jahre; es war die kraftvolle Lauerstellung eines mutigen Kampfhahnes, der sich zum Angriff duckt. Ich drückte mich immer seitwärts und musterte ihn mit wohligem Gruseln von unten bis oben. Wenn man so an ihm hinaufsah, bis zu diesem herben, spottenden, erbarmungslosen Mund – ja da konnte einem armen Studentlein schon bange werden.

„Gnad' Gott", dachte ich mir, „wenn mich d e r unter seine Kiefer kriegt!"

Aber seine Augen blickten hellblau, weich; zwei rechte Dichteraugen.

Da geschah einmal ein Wunder: Ich hatte mich zur Prüfung aus Mineralogie gemeldet. Nicht, weil etwa die Fülle des in mir verarbeiteten Stoffes zur Reife drängte; nein, das nicht; aber ringsum hört man nur von Prüfungen reden; richtige Studenten rechnen die Zeit nicht mehr nach den großen Festen des Jahres, sondern nach bestandenen oder nicht bestandenen Prüfungen. Ich wollte endlich auch einmal durch ein Examen den Grundstock zu solch neuer studentischer Zeitrechnung legen.

Der Pedell mußte mir erst das „mineralo-

gische Kabinet“ zeigen, in dem die Prüfungen abgehalten wurden. Als ich eintrat, war Pichler schon da. Ich murmelte etwas wie meinen Namen und stellte mich als Examinandus vor. Er sah mich eine Weile forschend an, dann meinte er kopfschüttelnd:

„Aber i han Sie nie g'seh'n da! Mir scheint, Sie sein a mehr in die Kneip'n umanander g'wes'n!

Ich wollte etwas erwidern, aber er schnitt mir sofort die Rede ab:

„Weiß schon, was Sie sag'n woll'n: Sie seien bei meiner Vorlesung alleweil hinter'n Pfeiler g'standen! Setzen S' Ihnen nur nieder!“

Ich setzte mich an den Prüfungstisch; er neben mich. Sein Stuhl knarrte bedenklich. Auf dem Tische standen zwei Schüsseln, angefüllt mit Papiermodellen der verzwicktesten Kristallsysteme. Die eine Schüssel enthielt die für Studienzwecke bestimmten Modelle mit der angezeichneten Systemformel; in der zweiten Schüssel lagen die gefürchteten ungezeichneten Prüfungsmodelle.

Professor Pichler langte mit harten Fingern aufs Geratewohl in eine Schüssel und griff ein Modell heraus, das er mir vorlegte:

„So! Was ischt zum Beispiel dös?"

Er schob mir Papier und Bleistift hin:

„Schaug'n Sie's gut an und schreiben Sie mir die Forml auf!"

Dann überließ er mich meinem Schicksal. Seine blauen, hellen Augen sahen nachdenklich ins Weite; um seine Mundwinkel begann ein ungemütliches Lächeln zu spielen; vielleicht hat er da gerade ein boshaftes Epigramm gedichtet.

„Was ischt dös?"

Das war leicht gesagt! Ich saß da wie ein armer Sünder und drehte das Modell hilflos um und um.

Doch – Himmel, was war das?

Wahrhaftig, froher war dem Kaiser Max auch nicht zu Mute, als ihm der rettende Engel auf der Martinswand erschien – da stand ja fein säuberlich auf einer Fläche die Formel eingeschrieben: ∞P∞. Der Professor hatte in die falsche Schüssel gegriffen! Na, mir war's schon recht! Glück muß der Mensch haben. Ich ließ mir natürlich nichts merken; drehte das Modell nach allen Seiten, stützte nachdenklich den Kopf in die Hand, seufzte, wischte mir umständlich den Schweiß von der Stirn;

endlich malte ich, immer scheinbar zaghaft und zaudernd, als wäre alles sorgsam aus dem tiefsten Schacht meines mineralogischen Wissens hervorgeholt, die Formel aufs Papier und schob dem Professor das Blatt hin. Er warf einen Blick darauf, dann sah er mich höchst verwundert an:

„Dös stimmt ja!"

Er nahm das Modell zur Hand und – mir war nicht ganz wohl – beäugte es von allen Seiten. Als er die angezeichnete Formel entdeckte, lachte er triumphierend grausam auf:

„Ha! Ha! Jetz' werd' mir'n gleich hab'n!"

Fuhr mit vollem Griff in die rechte Schüssel und legte mir schadenfroh gleich eine ganze Handvoll Modelle hin:

„So! Was ist zum Beispiel dös? Und dös? Und dös? Samiel hilf! Ha! Ha!"

Nun mochte ich wohl die Modelle nach allen Seiten wenden und drehen – keine Formel mehr; nur leere, nackte Flächen starrten mich an. Und er saß da, schadenfroh und grimmgemut, wie die Katze vor der Maus; erbarmungslos hielt er die Lippen zusammengekniffen und in seinen Mundwinkeln hohnlachten tausend boshafte Teufel. Nach einer

Weile erhob er sich. Nun war mein Schicksal besiegelt. Ich stand ebenfalls auf und wollte mich rasch empfehlen. Der erste Grundstock für eine neue studentische Zeitrechnung war gelegt. Da herrschte er mich an:

„Sie! Bleiben's sitzen!"

Er trug an zwei Handhaben eine Art hölzernes Servierbrett herbei, auf welchem allerhand Mineralien ausgebreitet waren.

„Da! Lass'n Sie Ihr Licht leucht'n!"

Er tippte ein Stück nach dem anderen mit dem Finger an.

„Was ist zum Beispiel dös?"

Ich keine Ahnung.

„Oder dös da?"

Ich keine Ahnung.

„Ha! Ha! Wir hab'n ihn schon!"

Er deutete auf einen weißrötlichen, quarzähnlichen Brocken:

„Aber dös wer'n Sie vielleicht kennen?"

„Ja, Quarz!"

Da brüllte er mich an:

„Teuf'l, dös weiß doch jeder Bock, was dös ist! Lecken Sie dran!"

„Ah! Salz!"

„Na also!"

Er hat mich nicht „geschmissen“. In seinen Mundwinkeln nisteten tausend boshafte Teufelchen, aber seine Augen blickten hellblau und weich.

Nach Jahren – ich war bereits Doktor geworden und hatte auch schon zur Schriftstellerei gerochen – suchte ich ihn in seiner kleinen Sommerfrische Barbies (unweit von Telfs) auf. Es hätte ihn, so hörte ich, vor einigen Jahren ein „Schlagl“ gestreift.

Als ich vor ihm stand, ward es mir freilich sofort klar: Hier war der Holzmeister Tod mit seiner Axt dagewesen und hatte den alten knorrigen Waldbaum als schlagreif „ausgezeigt“.

Er saß hinter dem Häuschen an einem kleinen Tisch, der mitten in der Wiese stand und sah zu den Bergen auf, die sich in weitem Kranze ringsum spannten. Sein Atem ging nicht leicht und seine Lippen hatten einen bläulichen Stich. Auf meine Frage nach seinem Befinden meinte er:

„Hm! Es muß halt gut sein! Den Schlaganfall hab' i ja überstand'n! Aber es ist halt die Sicherheit dahin. Auf die Berg' komm i nimmer! Muß i mir sie halt von unt'n

anschaug'n! Na! Wenn man mit Achtzig abkratzt, hat die Kindsdirn' kein' Schuld mehr!"

Und immer hielt er den Blick unverwandt gegen seine geliebten Berge gerichtet.

Ich konnte mir nicht helfen; es war schon zum Weinen ergreifend, wie der Riese so hinfällig dahockte, gleich einem lahmgeschossenen Adler, und seine heißen Augen gierig um den hohen Kranz der Berge fliegen ließ. Es lag keine Resignation des Alters und keine Gottergebenheit in diesen Augen; mir war's, als versuche der Adler immer und immer wieder heimlich seine lahmen Schwingen zu heben.

Er nahm wie von ungefähr meine rechte Hand und besah sich den Ring an meinem kleinen Finger.

„Hm!" lächelte er dann geringschätzig. „A Brillantringl!"

Dann ballte er seine welke Hand zur schlaffen Faust und stieß mühsam die Worte hervor:

„Schlagring' brauchen wir heutzutag! Schlagring'!"

Aus seinen Augen blitzte echt alttirolerische Rauflust.

Im selben Herbst trafen wir uns noch auf dem Bahnhof zu Telfs. Er fuhr nach Inns-

bruck heim, ich nach Wien. Wir stiegen zu viert in dasselbe Kupee. Er, sein Enkelkind, mein unvergeßlicher, auch schon toter Herzensfreund Pöschl und ich. Pichler setzte sich ans Fenster, ihm gegenüber sein Enkelkind; das war ein semmelblonder, altkluger Knabe mit einer hellen, schrillen, durchdringenden Stimme. Er hatte eine Hirtentasche umgehängt, aus der ein halber Brotlaib guckte.

Der Alte kauerte geduckt, schwer atmend da und wandte kein Auge von der langen Gebirgskette, die sich auf der Strecke dehnte. Er wurde nicht müde, dem Jungen die Namen der Bergspitzen zu nennen, an denen wir vorüberflogen.

Ich stieß meinen Freund heimlich an und deutete auf Pichlers verwitterten Hut. Er hatte sich zum Abschiede von seiner Sommerfrische eine Lila-Aster aufgesteckt. Im selben November las ich eines Tages in den Wiener Blättern: Adolf Pichler †.



Kaufer



Raufer.

✦

Ein Sonntagsnachmittag; die Bauern ruhen von der Arbeit aus und tun sich gütlich.

Eben tritt der „Wattl" aus dem Gasthof zur Post: Ein Lackl; stiernackig, zwei- und dreifach „unterbaut"; Brust und Rippen wie ein Roß; ein kleinwinziges Schnurrbärtchen im Gesicht; sonst alles an ihm auf und nieder Stärke und Gewalt. Den anderen Raufern im Dorfe paßt der ganze Kerl nicht. Es ist auf dem Lande, wie draußen im großen Leben: Wo sich eine Kraft aufreckt, da kläffen schon zwanzig Hunde hinterdrein.

Ihrer Sechse haben den Wattl auf der Straße erwartet; auch keine schlechten; darunter der „griffige" adlernasige Gigges und der „mullköpfige" Nagele. Schauen alle den Wattl von oben bis unten breitbatzig an.

Bleibt der Wattl stehen und fragt ruhig, schmiedeisern lächelnd:

„Wöllts was?"

Der Adlernasige drauf:

„Anschaug'n wird man di' wohl dürf'n? Hat ja die Katz' gar den Bischof ang'schaut!"

Stellt sich der Wattl in gut gespielter Hilflosigkeit, wie ein verlegener Schulknabe, der mit seinen Händen nichts Rechtes anzufangen weiß, den Kläffern zur Schau. Ein wilder Aufreiz geht von dieser schüchtern tuenden Urgewalt aus. Nach einem guten Weilchen frägt der Wattl bescheiden:

„Darf i nachher jetz' wieder gehn?" Und schlendert schmiedeisern lächelnd seines Weges fort, heimzu.

Sie ließen ihn wortlos ziehen. Aber der Gigges bekam einen blutroten Kopf und knirschte die Zähne aufeinander; der mullköpfige Nagele stieß wie ein gereizter Widder seinen Schädel seitwärts in die Luft; einer sagte: „Hund!" Und alle, wie sie ihm so nachschauten, waren einig:

„So ein Kerl muß g'haut werd'n!"

Während sie noch zusammenstanden, kam der vierzehnjährige Bruderssohn des Wattl aus der „Post". Er hatte in der Gaststube seinen Hut nicht gleich gefunden und wollte nun eilig an den Sechsen vorüber dem Wattl nach.

Sagte der Gigges:

„Wart' ein bissl!" Und hieb ihm eine Brennheiße hinter die Ohren.

„Was hab' i dier den 'tan? Du!" schreit der Bub weinerlichwütig. Und der Gigges katzenfreundlich:

„Nix! Das g'hört ja nit dir. Bring's dein' Vaters Brueder, dem Wattl heim; und tue ihm die Botschaft: Wenn er von uns was will - wir sein heut' nach dem Nachtess'n da; auf der Poscht!"

Während der Brudersbua sich heimtrollte, berieten die Sechse:

„Wie fass'n wier ihn?"

Der adlernasige Gigges entwarf den Schlachtplan:

„Zuerst wird ein bissl g'wörtelt; aber nit lang! Der Mullkopf springt ihn von hinten an; hörst, Nagele! Di gehts an! Du bist der Mullkopf! Fass' ihn bei Rock und Krag'n; ziech' fest zue!"

Der Nagele, schon halb beleidigt über die Umständlichkeit der Belehrung, höhnt:

„Von dier werd' i den Polizeigriff lernen!"

„Wer hat von enk die gröbst'n Nägl-schuech?" forschte der Gigges.

Der Zipfler Peter wies zwei riesige „Treter“ auf.

„Guet! Die paff'n! Also Peter, du gibst ihm an Tritt in 'n Bauch; aber fein an guet'n; sonst spürt er nix! Der Kerl hat ja ein Bauchfleisch wie zwoa Paar Roß!“

Der Zipfler Peter sagte:

„Wird g'macht!“

„Oes andern drei,“ sprach der Gigges weiter zur Sache, „machts rund um ihn um a Gebrums und an Surm, wie ein' Humml auf dem Fensterglas!“

„Und was machst nachher du?“ frug gereizt der Nagele.

Die Augen des Gigges begannen zu beiden Seiten der mächtigen Hakennase hervor zu funkeln, wie zwei glühende Kohlen. Er fuhr in die Außentasche und drückte sein Stichmesser innig.

„Heut steht rot im Kalender. I zapf' ihn an!“

„Guet,“ nickte befriedigt der Nagele. „So ein Kerl muß an'zapft werd'n!“

„Also nach 'n Nachtess'n – auf der Poscht.“

„Es bleibt dabei!“

Damit ging das Häuflein der Raufer auseinander.

Als der Brudersbua mit dem brennheißen

Geschenk heim kam, saß der Wattl in der sonntäglich einsamen Stube vor der Schüssel und löffelte; eine mächtige, unbewegliche Masse, arbeitete er doch mit der Sicherheit einer Präzisionsmaschine: Den vollen Löffel aus den Tiefen der Schüssel aufziehend, den leeren wieder tief nieder in den Grund.

Der Brudersbua berichtete:

„Ihrer Sechse sein vor der Poscht g'standen, wie i außer bin! Ja! Der Nagele auch; und der Gigges!" Er rieb sich die Wangen. „Ja, der Gigges halt auch!"

Der Wattl aß.

„Wirst schon lebendig werd'n, bis i weiter verzähl'," denkt sich der Brudersbua und fährt fort:

„Der Gigges hat mier eine aberg'haut! Ja! A Saftige!"

Der Wattl aß.

„Aber er hat g'sagt, er meint nit mi'! Ja! Und i soll die Watsch'n dier heimbringen; und wenn du was willst – sie sein nach'n Nachtess'n alle auf der Poscht!"

Der Wattl wurde noch immer nicht lebendig. Er aß und aß. Herrgott, der Wattl konnte essen.

Denkt sich der Brudersbua:

„Mich lasset er da red'n und er frißt daweil den Kaiser aus dem Land!"

Griff auch zum Löffel und suchte zu retten, was noch zu retten war.

Erst als auf dem Grunde der irdenen Schüssel der Name Jesus Maria, fein säuberlich in den Ton gebrannt, klar und scharf zum Vorschein kam, legte der Wattl bedächtig den Löffel auf den Tisch. Er saß noch ein gutes Weilchen behaglich verdauend, wie tot für die Außenwelt da; endlich stand er umständlich langsam auf, streckte sich wie ein Jagdhund und gähnte geräuschvoll. Dann sagte er zum Brudersbua:

„Hast 'gessen?"

„Na ja! So weit's halt g'langt hat!"

„Nachher gehn mer!"

„Wohin?"

„Auf – die Poscht!"

Die Sechse saßen schon eine gute Weile auf der „Poscht", in der qualmigen Stube um den runden Eichentisch gleich links neben der Tür beim altbraunen Uhrenkasten. Sie waren gutlustig und hatten alle schon vom Weine erhitzte Gesichter. Der Zipfler Peter

schlug öfter als einmal seinen Fuß mitten auf den Tisch; rief die Kellnerin herbei und wies ihr den riesigen Nagelschuh vor:

„Kellnerin, was, dös ist a Treter!“

Die Kellnerin fragte: „Was soll's mit dem Treter?“

Da gröhlten die Sechse laut auf. Sie sangen zur Kurzweil auch lustige Liedel. Der mullköpfige Nagele spielte die Gitarre und der Adlernasige jodelte in hellem Schlag hoch auf.

Sie hörten auch nicht auf zu singen, als jetzt der Wattl, gefolgt vom Brudersbua, seine aufreizende Mächtigkeit durch die enge Stubentür drückte. Nur daß der Gigges einen Augenblick verstohlen nach der Messertasche griff. Nur eine Sekunde lang; aber der Wattl hatte den Griff ersehen; denn Raufer lassen ihre Augen blitzschnell laufen. Der Wattl sagte allseits „recht guet'n Ab'nd“ und setzte sich mit dem Brudersbua an den leeren Ofentisch am anderen Ende der Stube.

Die Kellnerin kam:

„Wattl, was darf i bringen? Zwei Krüg'ln, wie gewöhnlich!“ Und wollte gehen.

Aber der Wattl besann sich:

„Hm! Bring' heut amal an – Doppelliter!“

Das kam der Kellnerin spaßig vor:

„Gar heut an Doppelliter? In die klein' Gläser bleibt's Bier frischer!"

„Brauchst nit so oft zu lauf'n! Und" – Wattls Äuglein blitzten verstohlen über den derben Kopf des jodelnden Gigges hin: „es gibt besser aus!"

Die Kellnerin bringt das Verlangte; stellt den mächtigen, schäumenden Glaskrug vor den Wattl hin; aber es ging ihr nicht aus dem Sinn:

„Zu was trinkt der heut' an Doppelliter; wo's Bier in die kleiner'n Gläser viel frischer bleibt!"

Die Sechse um den runden Ecktisch spielten und sangen und ließen sich nichts merken; nur daß der jodelnde Gigges immer wilder seine funkelnden Augen warf und der Zipfler Peter immer stärker mit seinen „Tretern" den Takt schlug. Der Wattl am Ofentisch summte mit und saß urbehaglich da; trank und hieß den Brudersbua aus dem mächtigen Kruge trinken. Und lächelte schmiedeisern vor sich hin.

Es war heute so lustig und fröhlich auf der „Poscht". Die Wirtin war ganz gerührt und sagte in einemfort:

„So sollt's alleweil sein! So fein wie heut' ist's schon lang nimmer g'wesen!"

Mitten im hellen Dreiklangjodler raunte der Wattl dem Brudersbua heimlich ins Ohr:

„Druck di'!"

Der kannte das; tat noch rasch einen tüchtigen Schluck; beim Essen war er zu kurz gekommen; drum hielt er sich beim Trinken schadlos; dann machte er sich aus der Stube. Der Wattl trank den letzten Rest schmiedeisern lächelnd aus. Dann fuhr er mit dem leeren Krug in der Hand wie der Blitz vom Sessel auf, gegen den Tisch der Sechse zu und schrie stierwild mitten in den Jodler hinein:

„Jetz' bin i da – auf der Poscht!"

Aus seinem Gesicht schlugen wilde Flammen. Der Wattl war in Brand.

Wirtin und Kellnerin flüchteten kreischend in die Küche.

Der Gigges, das blitzende Messer in der Faust, sprang haßerfüllt, kerzengerade über den Tisch; aber ehvor er dem Wattl zu Leibe kam, sauste schon der mächtige Glaskrug auf seinen Schädel nieder, daß ihm ringsum die Scherben aufstanden, wie eine vielzackige Krone. Er fiel wie ein Plumpsack hin; färbte weitum

den Boden mit dem strömenden Blut. Heute steht ja rot im Kalender; da ruhen die Bauern von der Arbeit aus und tun sich gütlich. Der mullköpfige Nagele sprang dem Wattl mutig ans Genick. Der schüttelte sich nur und der Mullkopf lag fluchend da. Noch ein-, zweimal riß ihn der entfesselte Wattl vom Boden auf und warf ihn immer wieder auf die Dielen nieder, bis er ruhig lag.

Da sprang der Zipfler Peter mit einem wilden Satz hinter dem Tisch hervor, hob seine riesigen „Treter" und - flüchtete zur Tür hinaus. Die anderen wollten ihm nach; dachten sich:

Wozu um den Wattl herum einen „Surm" machen; der macht den „Surm" schon selber!

Aber es war zu spät. Sie kamen nicht mehr hinter dem Tisch hervor. Der stierwilde Wattl, schnaubend und flammend, wie eine entfesselte Naturgewalt, hatte schon die schwereichene Tischplatte aufgerissen und schlug sie gegen die Wand zu immerfort wie eine Fliegenklappe auf und nieder, bis alle Köpfe Blut schwitzten und deren Besitzer fliegengleich unter den Tisch kugelten. Dann spähte er scharf lauernd die Stube auf und ab, ob

sich vielleicht irgendwo noch etwas rege oder rühre. Dann sagte er:

„So! Jetz' bin i dag'wesen; auf der Poschtl"
Und ging zur Tür hinaus.

Allgemach getrauten sich die Weiber wieder langsam herfür.

Die Kellnerin kam mit einer Schüssel voll Sägespäne in die Stube und bestreute den Boden. Die Wirtin schlug jammernd die Hände über dem Kopf zusammnn!

„Die ganze Tischplatt'n zu lauter Fetz'n! Und da lieg'n drei Sesselfüeß!"

Als die Kellnerin zu der Stelle kam, wo der Gigges wie ein gehörnter Siegfried lag, sagte sie:

„Wirtin, schaugt's, wie der Gigges zu-g'richtet ist! Der hat den Dopp'lliter 'kriegt!"

Die Wirtin besah den Schwerverletzten und bedeutete der Kellnerin:

„Der hat g'nueg! Hol' Geistlich' und Dokter!"

Während die Kellnerin um Doktor und Pfarrer lief, sagte die Wirtin, vor dem Gigges auf dem Boden knieend:

„Gigges, mach' derweil Reu' und Leid! Hörst mi'?"

Richtig öffnete der Gigges die Augen, setzte

sich mit Hilfe der Wirtin mühsam auf dem Boden auf. Die Wirtin sagte ihm ein frommes Sterbegebet vor. Aber der Gigges sprach es nicht nach. Er sah über die Wirtin hinweg gegen den Tisch, wo die anderen Raufer lagen, und keuchte:

„Nagele! Wie fass'n mer ihn am nächst'n Sonntag?"

Dann schlug er wieder langlängs auf den Boden hin.

◆

gewußt, so daß hier wirklich aus den traurigen Geschicken einiger weniger Menschen durch sinnvolle Fügung und Zueinanderordnung die Tragödie eines ganzen Volkes erwächst. Sei noch bemerkt, daß auch hier das Ringen um Glaubensfreiheit mit der Kraft eines menschlichen Urtriebes auftritt und das ganze Drama mit gelebtestem Leben erfüllt — so wird man aus diesen spärlichen Andeutungen immerhin ahnen, welch Gewaltiges, Vorbildliches hier geleistet wurde."

(Franz Servaes in „Leipziger Neueste Nachrichten".)

„Besser noch als in der „Erde" ist es Schönherr in diesem Werk gelungen, die bäuerische Welt zu einem großartigen Symbol zu verdichten. „Glaube und Heimat" ist ein Meisterwerk, ist es auch in dramatischer Beziehung."

(Raoul Auernheimer in der „Neuen Fr. Presse".)

„Ein Dichterwerk von eigen starkem Wuchs gewinnt sich eben die deutsche Bühne — und allenthalben umzischt es eifervolle Fehde. Weil die Menschen, denen es Blut und Leben gibt, um den Glauben der Reformation die Scholle der Heimat und den Frieden des sicheren Herdes dahingeben, Verfolgung leiden und ins Elend gehen, schilt man es ein befangenes Kampfstück. Drüben aber im Lager des freien Zeitgeistes begrüßt man es mit Jubel als aufrüttelnden Mahnruf im Streit gegen die Gewissensknechtung. Aber man tut dem Dichter unrecht von hüben und drüben, wenn man seine lebensmächtigen Gestalten erst um ihr Bekenntnis befragt und danach auf den Schild hebt oder verwirft. Man verkennt damit sein Werk in seinem eigentlichen Kern. Was in Schönherrs neuem Werk so bezwingend wahr, und so voll lebendig wirkt, das erwächst ihm aus dem Schoß der Heimaterde, aus dem Volkstum seines Stammes, mit dem er sich zu innerst eins fühlt. Aber so hoch emporgereckt über alle örtliche und zeitliche Bedingtheit haben sich doch seine Menschen noch nie zuvor. Seine Dichtung bedeutet einen neuen kräftigen Schritt dem Drama entgegen, das aus der sicheren Wirklichkeitsbeherrschung unserer Tage ewig gültiges Seelenschicksal gestalten wird. (Grenzboten.)